Horn

P. O. germ
649

<36615938050016

<36615938050016

Bayer. Staatsbibliothek

A

H. lit. art. et Scientiar.

m

Hist. lit. de poesi german. 1648.

Geschichte und Kritik

der

deutschen Poesie

und

Beredsamkeit.

Von

Franz Horn.

Berlin,
bei Johann Friedrich Unger,
1805.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Als ich im verflossenen Winter hier in Berlin öffentliche Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Poesie und Beredsamkeit hielt, so wurde es mir dadurch sehr deutlich und fühlbar, daß es uns noch immer an einem eigentlichen Lehrbuche über diesen Gegenstand mangelt. Ein solches müßte nicht bloß dem Lehrer als Leitfaden dienen, um den ausführlicheren Vortrag daran knüpfen zu können, sondern es müßte auch in gedrängter Kürze alles Bedeutende, welches jene Geschichte der ästhetischen Kultur darbietet, in sich enthalten, und zugleich solche Ansichten und Grundsätze feststellen, nach denen auch der Laie, der sich ohne Lehrer

und durch das Buch allein, über den Gegenstand unterrichten will, ein genügendes Resultat ziehen könnte. Ich habe es versucht, diese Schrift, jenem Grundsatze gemäß, abzufassen, und da ich mir allerdings bewußt bin, nicht ohne entschiedene Neigung und prüfende Sorgfalt gearbeitet zu haben, so darf ich, vielleicht mit einigem Vertrauen, den Kennern und Freunden der deutschen Kulturgeschichte, das gegenwärtige Werk übergeben.

Berlin,
am 10. Julius 1805.

Franz Horn,
Doktor der Philosophie.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Einleitung.

§. 1.

Ehe ich zu der Geschichte der deutschen Poesie selbst übergehe, scheint es nicht unzweckmäßig, über das Wesen der Poesie überhaupt, über den Charakter der Deutschen und ihrer Sprache, einige erläuternde Bemerkungen vorauszuschicken.

So bald als sich der Mensch aus dem Zustande der rohen Sinnlichkeit riß, so bald er sich seiner selbst mit Freiheit bewußt wurde, eben so bald mußte er auch Wissenschaft und Kunst zu ahnden im Stande seyn. Aber während er sich bemühte, und es ihm auch nicht selten gelang, die Aufgaben der erstern zu seiner Befriedigung zu lösen, versuchte er es gleichfalls, die Poesie selbst, deren Glanz und Macht ihm noch über die Wissenschaft hinaus zu gehen schien, durch Worte aufzufassen, und zu erklären. Von den frühesten bis auf die spätesten Zeiten sind Definizionen und Deduktionen der Kunst versucht worden, deren Urheber bald von der allgemeinen Idee, auf die einzelne Erscheinung (a priori), bald von dem Vorhandenen und Gegebenen (genetisch) auf das Allgemeine geschlossen haben. — Es ist für den gegenwärtigen Zweck hinreichend, nur einige wenige dieser

Bayerische Staatsbibliothek München

versuchten Erklärungen hier mitzutheilen, es sei nun, daß sich dieselben entweder durch die Summe von Scharfsinn, der zu ihrer Hervorbringung aufgewandt wurde, oder auch auf der andern Seite durch eine ausgezeichnet irrende Vorstellungsweise, die sie hervorbrachte, merkwürdig gemacht haben.

§. 2.

Die Poesie, sagt man, ist die Darstellung des Unendlichen im Endlichen. Aber das Unendliche selbst kann nicht erscheinen; nur die Idee desselben kann sich im Endlichen abspiegeln.

Ferner: die Darstellung reiner Menschheit, deren Idee zur Erscheinung gebracht wird.

Die Harmonie der Begränzung. In wie weit nämlich der Mensch sich als begränzt anzuerkennen habe, damit sein Streben nicht in leere Willkühr und Schrankenlosigkeit gehe und sich selbst vernichte, das wird ihn die Philosophie zu lehren haben; wie diese Begränzung seines Wesens zur Harmonie zurückgeführt werden möge, diese Einsicht gewährt ihm nur die Poesie.

Wenn, nach Kant, das Denken in dem Vermögen besteht, objektiven Vorstellungen subjektive Realität zu geben, oder: die Einheiten des Bewußtseins in die Verbindung des Mannigfaltigen zu bringen, so ist die Poesie als das Vermögen, subjektive Realität zu geben, oder: das Mannigfaltige im Bewußtseyn als Einheit aufzufassen, erklärt worden.

Das Produkt der Identität des Bewußten und Bewußtlosen im Ich, angefangen mit Widerspruch, geendigt mit der höchsten Befriedigung.

Die Einheit der Freiheit und Nothwendigkeit: Concentration des gesammten Gemüths.

Einzelne Bemerkungen über die Kunst und Schönheit: Aller Trieb zu produciren steht mit der Vollendung des Produkts stille. — Das Ich ist bewußt der Produktion nach, bewußtlos in Ansehung des Produkts. (Daher wird denn auch oft das Produkt weit größer und reicher, als der Producent selbst ahndete, z. B. bei Gozzi, dessen anfänglich bloß polemische Absicht sich bald zu freier und schöner Romantik lösete.) — Alle ästhetische Hervorbringung ist in ihrem Prinzip eine absolut freie, indem der Künstler zu derselben zwar durch einen Widerspruch, aber nur durch einen solchen, der in dem Höchsten seiner eignen Natur liegt, getrieben werden kann, da im Gegentheil jede andere Produktion einen Zweck außer sich hat. — Naturschönheit ist zufällig, und die Kunst leiht auch hier das Gesetz zu ihrer Beurtheilung.

Andere Philosophen haben insonderheit auf die gänzliche Uneigennützigkeit des Wohlgefallens am Schönen, auf die Allgemeingültigkeit der Geschmacksurtheile, indem das Wesen der Schönheit eines Gegenstandes in der Angemessenheit seiner Form zu dem Vorstellungsvermögen bestehe, aufmerksam zu machen gesucht; andere wiederholten die alte Definizion, daß

das Schöne in der Nachahmung der Natur bestehe, wobei die Eintheilung der letztern in die wahre und wirkliche zu Hülfe genommen wurde, andere führten die Wellenlinie als die Quelle des Schönen an, andere meinten gar, das Schöne werde nur mit den Sinnenwerkzeugen empfunden.

§. 3.

Fast alle diese Ansichten, die sich in der Geschichte der ästhetischen Kritik noch mit manchen andern vermehren ließen, können allerdings zu manchen anziehenden Betrachtungen führen, und haben für denjenigen, der bereits den Glauben an die Poesie in sich selbst und durch sich selbst erzeugt hat, einen nicht unbedeutenden Werth; doch werden sie ihn da, wo er fehlt, keineswegs hervorrufen können. Die Poesie ist nämlich, so wie die Idee des Göttlichen, über jede Definizion und Demonstrazion hinaus; denn sie, die das gesammte Gemüth des Menschen in Anspruch nimmt, und befriedigt, wird auch nur von ihm, in seiner Gesammtheit geahndet und erkannt, nicht aber von dem einseitig strebenden Verstande begriffen werden können. Begreifen und verstehen läßt sich nur das Endliche, zu dessen Hervorbringung schon eine isolirt wirkende Kraft hinreichend ist; aber die Kunst, die das All zu Einem bildet, und das Überirdische und Absolute symbolisch darzustellen weiß, (wie etwa Raphaels Christuskopf das Geheimniß der Erlösung) sie kann nur geglaubt und angeschauet werden, aber die analysirende Verstandeskritik möge

sich bescheiden, das eigentliche Wesen derselben nicht aussagen zu können. Wie die menschliche Seele ihre Ansprüche auf Unsterblichkeit nur dadurch begründet, daß sie sich selbst in ihrer geheimnißvollen und tiefen Unbegreiflichkeit erkennt, so bewährt auch die Kunst ihre Heiligkeit, oder, wie die älteren Dichter sagen, ihre Himmelsabkunft nur dadurch, daß zu dem Glauben an sie, Kindlichkeit und Tiefe des Sinns erfordert wird, der schon im Einzelnen die Idee des Allgemeinen erkennt, und im Endlichen die Beziehung auf das Überirdische findet. Geben wir es also auf, das Höchste, was dem Menschen verliehen wurde: die Kunst definiren zu wollen, und genüge es uns zu wissen, daß sie ist, wie die geistliche Kirche, an die der religiöse Mensch glaubt, ob gleich der äußere Sinn nichts von ihr wahrnimmt, als genüge uns, die erfreuliche Erfahrung, daß die Kunst jedes Räthsel des Lebens und der Wissenschaft spielend löse, daß sie Antwort habe für jede Frage, die sich in dem tiefern Gemüthe erhebt, und Befriedigung für jede schönere Sehnsucht, daß in ihr eine ewige Quelle ströme von Erhebung und Beruhigung.

§. 4.

Wenden wir uns jetzt zu dem zweiten Vorwurfe des abzuhandelnden Gegenstandes, so finden wir die Idee der Deutschheit. — Es ist so oft über den Mangel an Nationalcharakter der Deutschen geklagt worden, und man hat sich, wie es scheint,

bereits so sehr an den Gedanken gewöhnt, es wolle nun einmal das Mißgeschick also, und es sey für alle Zeiten darauf Verzicht zu leisten, die Deutschen zur Nation auszubilden, daß es vielleicht befremden kann, wie ich hier das alte, fast verhallene Wort von einer Deutschheit wiederholen möge. Man erwäge indeß, daß einzelne Beispiele von Wegwerfung seiner selbst, und Unterordnung unter das Fremde, sollten diese Beispiele sich auch noch so häufig vorfinden, daß selbst mehrere Decennia, in denen die Deutschheit fast ganz verloren gegangen war, oder, wenn ich so sagen darf, nur wie ein Gespenst noch umging, das die Schlummernden vergeblich zu wecken suchte, man erwäge, daß alle diese betrübten Thatsachen für die Sache selbst nichts entscheiden können. Besser und erfreulicher ist es, die eigentliche Geschichte selbst, nach dem Kern der Nation zu fragen, um von diesem den Charakter zu abstrahiren. Dann wird sich das Resultat ergeben, daß die Deutschen allerdings eine bestimmte, auf sich selbst beruhende, und gewiß sehr rühmliche National-Individualität besitzen, die ich: intensive Gedrängtheit, einseitige Tiefe nenne. Spuren davon ließen sich vielleicht schon zu Karls des Großen Zeiten finden, deutlicher werden sie unter Rudolfs von Habsburg und seiner Nachfolger Regierung, aber am klarsten erblickt sie der Forscher unter Karl V., wo die große Reformation die Mündigkeit der Deutschen auf das Trefflichste bewährte.

§. 5.

Aus diesem angegebenen Charakter entspringen nun die einzelnen Erscheinungen, die wir bei unserm Volke erblicken: das metaphysische Streben, die entschiedene Genügsamkeit mit sich selbst, der zu Folge die politische Unbedeutenheit und das Verkanntwerden von andern Nationen, leicht verschmerzt wird, die Ruhe des Gemüths, das in sich selbst Klarheit und Frieden gefunden hat, und dem oberflächlichern Beschauer leicht als Kälte und Gleichgültigkeit erscheinen kann, daher endlich ihre feste Redlichkeit und Treue.

Es hat Perioden gegeben, in denen dieser Charakter fast ganz gewichen zu seyn schien; doch, so schmachvoll uns allerdings jene Zeiten erscheinen dürfen, so sind doch auch damals die Repräsentanten der Deutschheit keineswegs ausgestorben. Es ist begreiflich, daß sie indeß bei so manchem geräuschvolleren Irrthum nur wenig bemerkt wurde, da es eben in ihrem Wesen liegt, sich stillkräftig und gelassen zu halten.

Setzen wir also jenen angegebenen Charakter fest, so finden wir bei dem Heraustreten aus demselben: entweder die vollendetste Genialität, die jede nationelle Beziehung überwunden hat, und ihre Universalität mit Freiheit beurkundet, oder auf der andern Seite den Fall aus seichtem Hochmuth, leerer Eitelkeit, und feiger Verzagtheit. Da wird dann jene intensive Gedrängtheit zur Zerstreuung nach außen hin, jene einseitige Tiefe zur vielseitigen Flachheit umgewandelt: die Gründlichkeit des Wesens

verliert sich in zerrissenem Streben und trauriger Nachahmungssucht, die sich wohl gar noch als ächten Kosmopolitism darzustellen meint, und die schöne Genügsamkeit mit sich selbst, geht in dem vagen Umherschauen nach Beifall und eitelm Opfer verloren. — Aufschlüsse über den Charakter selbst und über die beiden divergirenden Bestrebungen, wird uns die Geschichte der vaterländischen Poesie selbst an die Hand geben.

§. 6.

Was nun endlich die deutsche Sprache betrifft, die ich als den dritten Gegenstand der Untersuchung für diesen Zweck festgestellt habe, so ist man zwar schon seit langer Zeit darüber einig gewesen, daß derselben ein sehr bedeutender Werth beizulegen sei, doch hat man diesen Werth und diese Bedeutung mehr auf sich selbst beruhen lassen, als es, der Wichtigkeit des Gegenstandes wegen, billig scheinen möchte. Es ist keinesweges gerecht genug, wenn wir unsrer Sprache Reichthum nachrühmen, ohne zu bedenken, daß vielleicht manches rohe und unkultivirte Volk, dem die Rede bloß Organ des Bedürfnisses ist, sich eine nicht minder beträchtliche Summe von Worten zueignen darf, sollten diese auch nur für materielle Bedeutung berechnet seyn. Der Reichthum einer Sprache kann erst dann zu entscheidendem Ruhme derselben angeführt werden, wenn der allgemeine Culturzustand derselben ist erörtert worden. Der Geist einer Sprache ist nicht in dem quantitativen Umfange derselben, sondern,

gleich dem lebendigen Prinzip im Menschen, in dem Mittelpunkt derselben zu finden, von wo aus er ihren ganzen Cyklus bestimmt, und in gleicher Art und Farbe erhält. Die Erreichbarkeit einer solchen Vollständigkeit und Einheit, dieses innern Zusammenhangs, dieser fest zusammen geschlossenen Eintracht, sie ist, wie wir im Verlauf der Geschichte noch deutlicher wahrnehmen werden, bereits von den ältesten unsrer ächten deutschen Schriftsteller geahndet worden, so wie wir sie jetzt in den Werken unsrer klassischen Dichter und Prosaisten wirklich erblicken. — Bildsamkeit sey daher das charakteristische Merkmal unsrer Sprache, der zu Folge sie sich unter der Hand eines jeglichen Stümpers oder mittelmäßigen Kopfs sträubt und weigert, da sie sich im Gegentheil dem geistreichen und fleißigen Streben des talentvollen oder genialischen Schriftstellers freundlich nähert, und sich in ihrer ganzen schönen Fülle an seinen eignen Ideenreichthum traulich anschließt. Die meisten neuern Sprachen sind bereits in ihrem ganzen Umfange mit einer solchen Beschränkung und Sicherheit abgeschlossen, wir finden sie bereits in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit so gegründet, und in sich selbst verfestigt, daß selbst der kühnste und geistvollste Schriftsteller nichts mehr für sie thun kann. Dem gewöhnlichen Autor erwächst hiedurch nun freilich der Vortheil, daß er nur ganz gemächlich, und ohne das Straucheln fürchten zu dürfen, an dem einmal festgestellten Geländer der

Sprache herabgehen könne. Er vermag sich mit ziemlicher Gewandtheit, ja sogar mit Feinheit und Zierlichkeit auszudrücken, dem unbehülflichen Gedanken nicht selten zum Trotz; aber man darf ihm das alles nicht zum mindesten Verdienst anrechnen. So wie nämlich, nach Schillers Epigramm, für manchen poetischen Dilettanten die Sprache selbst dichtet und denkt, so redet sie hier für ihn, dem das geistige Redeorgan sonst wol mangeln dürfte. Dieser sogenannte Vortheil erzeugt denn auch jenen wahrhaften Nachtheil, daß nämlich der Litteratur eines Volkes gar leicht jene unangenehme Allgemeinheit und Monotonie dadurch erwächst, wie wir dies z. B. an der Neufranzösischen erblicken werden, die durch eine prädestinirte Eintönigkeit und conventionelle Leere sich auszeichnet.

§. 7

Durch diese Bildsamkeit ist nun unsrer Sprache jener Reichthum erwachsen, den man von je her bei ihr anerkannt und bewundert hat. Aber er erreichte noch keineswegs sein Ziel, und er kann und wird sich noch immer vergrößern, je mehr geistreiche Schriftsteller unter uns aufstehen, die ihre Sprache liebend umfassen, und Kraft genug besitzen, aus dem schönen mächtigen Stamme, dessen Wurzeln so tief und sicher ruhen, noch neue erfreuliche Blüthen und Blätter hervorzurufen. Dieser Fond der Sprache offenbart sich nicht bloß in der ernsten Rede, und dem feierlichen Pathos der Tragödie, sondern er

zeigt sich auch mit gleicher Fülle in der humoristischen Erzählung, und in dem witzigen Lustspiel. Es ist wahr, wir Deutschen besitzen noch wenige vollständige Lustspiele, die diesen Namen in der That und Wahrheit verdienen, wohl aber eine köstliche Summe von Andeutungen zu ächten Comödien, und einen so herrlichen Schatz der ächtesten Bonmots, daß man sie gleichsam nur zusammendrängen dürfte, um eine nicht geringe Anzahl von Lustspielen damit sehr reichlich auszusteuern. Es ist dieses deshalb hier zu erwähnen, weil der größeste Theil dieser Witzesworte durch die Sprache selbst gegeben worden ist, indem sich in ihr eine stete Hinneigung zu künstlichem Spiel mit sich selbst äußert, so daß wir selbst in den Werken der ältesten deutschen Schriftsteller eine Menge Wort- und Sylbenspiele antreffen, nach denen man in neuern Zeiten nicht selten auf eine ungeschickte und gezwungene Weise gestrebt hat.

§. 8.

Es ist daher zu einseitig, wenn wir in unsrer Sprache nur die Angemessenheit für die Größe und Feierlichkeit der pathetischen und lyrischen Rede erkennen wollen, ob es gleich allerdings einzuräumen ist, daß sie sich hier besonders in ihrer ganzen Herrlichkeit und Reinheit, ja, wie man wohl zu behaupten wagen darf, in ihrer Einzigkeit offenbare. Keine moderne Sprache vermag es der unsrigen nachzuthun, in dem mächtigen und harmonischen Fall der Worte, in dem bedeutenden und geheimniß-

vollen Klange, der den tiefsinnigen Inhalt so wunderbar umgiebt. Es ist, als rausche ein tiefer, reiner und goldener Strom daher, und wenn uns die würdige Kraft, und mächtige Erhabenheit in dem tiefsten Gemüthe ergreift und erschüttert, so führt uns der angenehme Wohllaut, und die begränzte Gemessenheit zur erfreulichsten Beruhigung zurück.

Eben so schicklich und ansprechend erscheint unsere Sprache in der Elegie; indem sie jedes innige Gefühl, jedes tiefere Sehnen, jeden reineren Schmerz mit der harmonischsten Form umgiebt, ja selbst der weichlicheren Wehmuth, und der dunklern, sich selbst nicht recht verstehenden Sehnsucht erfreulich rührende und süß tönende Worte leihet, die den Dichter selbst höher steigern.

§. 9.

Wohlklang nämlich ist ein neuer Vorzug, den sich unsre Sprache zueignen darf, so sehr auch vielleicht eine oberflächliche Ansicht diesem Urtheil widersprechen möchte. Der superficielle Kritiker wird nämlich gar leicht eine nicht geringe Anzahl von hart, rauh und schlechthin nordisch klingenden Wörtern in unsrer Sprache finden, und, voreilig genug, von diesen Einzelnheiten einen Schluß auf das Allgemeine wagen. Aber alle diese Einzelnheiten entscheiden nichts wider sie, und es ist eben so unbillig, eine Sprache nach solchen einzelnen Wörtern beurtheilen zu wollen, als ein Kunstwerk nach einzelnen herausgerissenen Stellen, die eben, weil sie aus dem organischen Ganzen gehoben worden sind, in ihrer

Isolirt-

Isolirtheit, bizarr und grell erscheinen können. Ein Wort allein hat überhaupt nur für den Grammatiker Bedeutung, für den Stylisten erhält es sie erst durch die Stelle, die es einnimmt, und indem es den bestimmten Takt, den harmonischen Rhythmus mit erreichen hilft, den der Autor bezweckte, verliert es jene Rauhheit oder Widerwärtigkeit, die es, einzeln ausgesprochen, vielleicht haben mochte.

Die deutsche Sprache ist nur deshalb übelklingend gefunden worden, weil wir so oft durch den ungebildeten, matten und farblosen Styl schlechter Schreiber beleidigt werden; doch sollte uns eben diese verunglückte Schreibart an das erreichbare und wirklich nicht selten erreichte Gegentheil einer vollendeten Ausgebildetheit des Styls erinnern, und uns mit einer Sprache versöhnen, deren köstliche Schätze dem stillen Eifer und dem redlichen Streben sie zu erforschen, nicht verhüllt bleiben werden.

§. 10.

Der größte Vorzug unsrer Sprache endlich, der die übrigen alle mit enthält, ist Genialität. Ich darf das Wort, das so oft mißbraucht worden ist, hier allerdings mit Recht anführen, weil es allein den Begriff bezeichnet, den ich bezeichnen will. Unter Genialität einer Sprache ist hier nämlich zu verstehen, daß sie, ihrem eignen Geiste stets getreu, dennoch auch den Genius jeder andern cultivirten Sprache in sich aufzunehmen im Stande ist. Es ist unsrer vaterländischen Sprache möglich, die klassischen

Dichterwerke jeder Nation sich anzueignen, wie denn davon die gelungenen Übersetzungen des Homer, Horaz, Virgil, so wie die des Shakspear, Cervantes, Tasso, Ariosto u. s. w. die erfreulichsten Zeugnisse geben. Keine andere Nation kann sich dieses Vermögens rühmen, keine wird jemals sich zu dieser Höhe und Allgemeinheit steigern, denn sie sind bereits, wie vorhin erwähnt worden, in ihrem ganzen Umfange abgeschlossen, und nehmen in den eng um sich gezogenen Kreis nichts weiter mehr auf. Ob man daher jemals im Auslande die ganze Trefflichkeit unsrer Sprache wird einsehen können, ist vielleicht zu bezweifeln; wenigstens sprechen alle bisher erschienenen Übersetzungen deutscher Dichterwerke in das Englische, Französische, Italienische u. s. w. für diesen Zweifel.

Wir werden im Verlauf der Geschichte der deutschen Poesie noch oft zu der Bemerkung veranlaßt werden, daß die vorzüglichsten Dichter gewöhnlich auch die vorzüglichsten Sprachforscher waren, und wenn wir späterhin in den Bemühungen mancher poetisch-literarischer Gesellschaften nicht immer den erwünschten Erfolg erblicken, da die Kräfte, welche sich hier verbanden, allerdings zu ungleichartig waren, um sich in der That dynamisch vereinigen zu können, so möge doch immer die Rühmlichkeit des Strebens nach dem großen Ziele anerkannt werden, und wir wollen eine Aufforderung darin finden, bei dem Studium einer Sprache nimmer zu ermüden, die den redlichen Forscher für die Bemühung, welche er auf sie verwandte, so reichlich belohnt.

Geschichte
der
deutschen Poesie und Beredsamkeit.

Perioden.

I. Zeitalter der Schlachtengesänge der Barden. Niebelungen-Lied. Heldenbuch — bis zum Jahre 1138.

II. Minnesänger. Vom Jahre 1138 — 1346.

   a) Erste Periode der deutschen Beredsamkeit, hervorgeführt durch Luther.

III. Meistersänger. Vom Jahre 1346 — 1597.

IV. Die Opizisch-Flemming'sche Periode.

V. Lohenstein und Hoffmannswaldau.

   b) Mit dem Erstern beginnt die zweite Periode deutscher Beredsamkeit.

VI. Zeitalter der verirrten Bestrebungen, der Undeutschheit.

VII. Klopstock, Goethe, Schiller. 1750 — 1805.

   c) Dritte Periode der deutschen Beredsamkeit.

I.

Die Barden.

§. 1.

Die ganze Periode der deutschen Poesie bis zur großen Völkerwanderung, oder, wenn wir lieber wollen, selbst bis zu Karl dem Großen, ist in die tiefste Dunkelheit gehüllt. Wir haben nur Vermuthungen und Meinungen über die poetischen Erzeugnisse der damaligen Zeit, und da die Werke selbst, der höchsten Wahrscheinlichkeit nach, für immer verloren gegangen sind, so bleibt uns nichts übrig, als die historischen Nachrichten der ältern Schriftsteller, nebst den Bemerkungen der besseren Kritiker darüber mitzutheilen.

Die bekannteste Stelle über die Bardengesänge ist die des Tacitus, welche in dem dritten Kapitel seines Werks de situ, moribus et populis Germaniae zu finden ist, und also lautet: „Fuisse apud eos et Herculem memorant, primumque omnium virorum fortium ituri in proelium canunt. Sunt illis haec quoque carmina, quorum relatu, quem *Barditum* vocant, accendunt animos, futuraeque pugnae fortunam ipso cantu augurantur. Terrent enim trepidantue, prout sonuit acies. Nec tamen voces illae, quam virtutis concentus videntur. Affectatur prae-

cipue asperitas soni, et fractum murmur, objectis ad os scutis, quo plenior et gravior vox repercussu intumescat." *)

Auf diesen wenigen Worten des trefflichen Historikers, beruht die ganze Existenz der Barden, und es ist daher begreiflich, daß sie den Auslegern, den alten sowol als den neuen, nicht wenig Schwierigkeit gemacht habe. Der erste Satz beweist denn doch, daß unsre Vorfahren wirklich gesungen haben, wenn sie in das Treffen zogen, doch finden wir diesen Umstand von vielen andern Völkern nicht minder erwähnt. So erzählt es Silius Italicus von den Hispaniern, Diodorus Siculus von den Lusitaniern, ja wir finden den Kriegsgesang selbst bei den Thraziern und andern barbarischen Völkern. (S. Tac. Ann. 2. am Schluß.) An und für sich könnten wir uns also eben nicht viel darauf zu gute thun. Schwieriger ist das zweite Punktum, bei dem noch gestritten wird, ob man barditum, barritum von dem altdeutschen Worte baren, schreien, (daher: das Elephantengeschrei beim Apulejus, wovon indeß hier nicht die Rede seyn kann, da den alten Deutschen die Elephanten noch unbekannt waren) oder blaritum zu lesen habe. Ammianus beschreibt ihn also: „clamorem fuisse maximum, qui ipso fervore certaminum exoriens identidem, pau-

---

*) Vergl. Didor V, 31. und Strabo IV, 197.

latimque adolescens, ritu extollitur fluctuum cautibus illisorum.

§. 2.

Barditus könnte vielleicht von dem deutschen Wort abzuleiten seyn, wobei es freilich nicht der erfreulichste Umstand ist, daß bardus eigentlich (beim Cicero und Tertullian) ein Mensch von langsamen Verstande heißt. Dessen ungeachtet waren die Barden, nach dem Zeugnisse des Marcellin, Männer, welche die tapfern Thaten berühmter Männer zum Stoff ihrer Gedichte wählten, die unter den angenehmen Tönen der Leier von ihnen gesungen wurden. *) Hieher gehört der Aufruf des Lucanus, in der Pharsalia, (B. I. V. 447.):

> Vos quoque, qui fortes animas, belloque peremtas
> Laudibus in longum vates dimittitis aevum,
> Plurima securi fudistis carmina *Bardi*.
> Et vos barbaricos ritus, moremque sinistrum
> Sacrorum *Druidae* positis repetistis ab armis
> Solis nosse Deos et coeli numina vobis
> Aut solis nescire datum: u. s. w.

Auch Hesychius erwähnt der Barden: Βαρδοὶ ἀοιδοὶ παρὰ Γαλάταις. Weil sie allein das Geschäft hatten, wie Tyrtäus, das Heer durch Gesang

---

*) So ist z. B. bei den Deutschen das Andenken des Arminius durch diese Sänger in Ehren erhalten worden. S. Tacitus Annal. B. II. Cap. 88.

zum Muthe zu entflammen, so wurden sie nicht zum Kriegsdienst gebraucht, wozu ihnen auch wol das Talent und die Neigung fehlen mochte. Daher kam es wahrscheinlich, daß man einen tapfern Krieger dem Barden entgegensetzte.

§. 3.

Übrigens ließe sich noch immer die Frage aufwerfen, ob die Barden zu Ariovists und Hermanns Zeiten auch wirkliche Dichter gewesen seien, ob sie nicht mehr durch kriegerische Aufmunterungen und dithyrambische Exklamationen, als durch Lieder selbst auf das deutsche Heer zu wirken suchten. Wenigstens machen die Historiker keinen sonderlichen Unterschied in dieser Hinsicht, und das, was Livius (I. 5.) dissonum et trucem cantum und Vegetius baritum nennt, das heißt Tacitus cantum, fremitum, clamoremque dissonum. Da nun ferner, wie bekannt, erst Ulphilas, *) ein geborner Gothe, (dessen Eltern aber Griechen waren) 360 Jahre nach Christi Geburt, seinem Volke Buchstabenschrift gegeben hat, so ist es nicht zu verwundern, daß

*) Seine Übersetzung des Haupttheils vom neuen Testament verdient um so mehr Bewunderung, da die gothische Sprache in ihrer gänzlichen Rohheit den griechischen Text nicht nachzubilden vermocht hätte, wenn Ulphilas nicht ein neuer Schöpfer derselben gewesen wäre. S. Scripta versionem Ulphilanam et linguam Maesogothicam illustrantia edita ab A. F. Büsching. Berol. 1773.

wir von der Poesie der Barden nichts haben retten können, und es lassen sich sogar gegründete Zweifel erheben, ob in der Sammlung der ältesten Gedichte der Deutschen, welche Eginhard, der bekannte Biograph Karls des Großen, auf den Befehl des Kaisers veranstaltete, (im siebten Decennium des achten Jahrhunderts) auch wirklich jene Bardenlieder mit begriffen seyn mochten. Aber auch diese Eginhardische Sammlung, für die man gern seine sonst schätzbare vita Caroli magni hingeben möchte, ist leider verloren gegangen, und so sind wir denn auf diese Weise gezwungen, der Hoffnung zu entsagen, uns mit diesen frühesten deutschen Produktionen jemals vertraut machen zu können. Doch eben jenes Dunkel, worein sie gehüllt sind, hat vielleicht nicht wenig mit dazu beigetragen, daß selbst bei den vorzüglichsten Dichtern und Schriftstellern der Deutschen, eine Sehnsucht nach ihnen entstanden ist, der vielleicht weder die Barden- noch die Skaldenpoesie durch innern Werth entsprechen möchte. *)

---

*) Hier ist besonders unser vortrefflicher Klopstock zu bemerken, der manche seiner Oden der Trauer über den Verlust der Bardenlieder gewidmet hat. In den neuesten Zeiten ist die Sache besonders durch Gräter, (den Herausgeber des Bragur) mit vielem Eifer zur Sprache gebracht worden; und wenn man auch dessen Hoffnung zur Wiederauffindung jener Gedichte nicht theilen kann, so wird man doch das wackere Streben rühmlichst anzuerkennen wissen.

§. 4.

Jetzt verfließt eine geraume Zeit, in der keine Spur von Poesie zu finden ist, wenn wir es nicht etwa als ein glückliches Zeichen ansehen wollen, daß die Longobarden ihren Helden Alboin mit rauhen Tönen besangen, und daß für die Sachsen, einer alten Tradition nach, die Bibel in Verse gebracht werden mußte, damit sie Liebe für dieselbe gewinnen möchten.

Erst mit Aldhelm, dem Dichter der Angelsachsen (709), und der herrlichen Erscheinung des Bonifazius (720), der bei den Deutschen religiösen Sinn erweckte, scheint ein tieferer Geist der Poesie unter ihnen die Flügel zu regen angefangen haben. Und wenn auch die Bemühungen des großen Karl und seiner gelehrten Gesellschaft, und späterhin die kenntnißreichen Männer Paul Warnefried und Rhabanus Maurus für die wissenschaftliche Cultur der Deutschen im Ganzen nur wenig wirken konnten, so sehen wir doch bald darauf ein Gedicht entstehen, das durch die kühne Größe des Stoffs, und durch die genialische Form, zu der das Ganze sich gefügt hat, auf unsre höchste Achtung und Liebe Anspruch machen darf. Es ist das Lied der Niebelungen, das wir mit vollem Rechte die deutsche Ilias nennen dürfen, wenn wir das Studium, welches das herrliche Werk allerdings erfordert, nicht mehr wie bisher geschehen scheuen wollen.

§. 5.

Wer der Verfasser dieses epischen Gedichtes sei, läßt sich nicht mit Gewißheit ausmachen; daß es indeß nicht von Einem, sondern von mehreren Dichtern sei gebildet worden, scheint mir wegen der durchgängigen Gleichheit des Tons zweifelhaft zu sein. In dem Styl selbst liegt eine so bestimmte und ausgebildete Einheit und determinirte Gediegenheit, daß sich nicht leicht ein Zweiter dieselbe würde haben aneignen können. Ehedem wurde Conrad von Würzburg, der unter Adolph von Nassau lebte, für den Verfasser der Niebelungen, der Rache Chrimhildens und der Klage gehalten. Es ist aber erwiesen, daß er nur Herausgeber derselben gewesen sei, so wie denn überhaupt das ganze Gedicht eine bei weitem frühere Zeit beurkundet, als die Periode in welcher Conrad lebte.

Anerkannt in seinem ganzen Werthe ist dieses Gedicht bisher nur von sehr wenigen modernen Deutschen. Man hat, nur zu bescheiden, gemeint, das Werk könne freilich nicht mit den Meisterwerken der alten Griechen und Römer, und der neuern Engländer und Italiener verglichen werden, aber es habe denn doch einige schätzbare dichterische und noch mehr und wichtigere historische Eigenschaften, um deren Willen es der Rettung würdig sei. Man erkannte, daß der Stoff merkwürdig sei, weil er nur vaterländische Geschichte enthalte, Erfindung und Maschinen inländischer Mythologie angehörig, die

Charaktere getreue Kopien der Menschen damaliger Zeit, alle Schilderungen und Bilder der Wahrheit gemäß, nicht idealisirt u. s. w. — Auf eine ähnliche Art ist in früheren Zeiten auch Shakspear gelobt worden; so wie aber über ihn sich bald darauf eine freiere und vollständige Ansicht erhob, so ist es gleichfalls zu hoffen, daß man auch dem Niebelungenliede eine gleiche werde wiederfahren lassen wolle. Da es nämlich auf den Namen eines vollendeten Ganzen Anspruch machen darf, so ist es unziemlich, den rhythmischen Zusammenhang aufzulösen in seine einzelnen Theile, und an diesen nur das rühmen zu wollen, was auch wol Dichtern von mittelmäßigem Talent erreichbar ist. Erst dann, wenn jene poetische Vollständigkeit anerkannt worden ist, erst dann möge man sich auch jenes Einzelnen erfreuen wollen, und um sich den Genuß zu wiederholen, die treffliche Charakteristik der Chrimhilde und Prunhilde, so wie des Hagen, Ezel und Günther prüfend analysiren, wobei sich allerdings das erfreulichste Resultat ergeben wird.

§. 6.

Noch bedeutender wird uns dieses Gedicht, wenn wir seiner gediegenen Größe die pedantische Steifheit in den Werken der Hroswitha, die wenigstens nicht viel früher schrieb, antithetisch gegenüber setzen. Diese Schriftstellerin war eine Nonne in dem braunschweigischen Kloster Gandersheim, welche etwa im zweiten Decennium des zehnten Jahrhunderts geboren wurde, und 984 starb.

Ihre Lustspiele sind meistens Nachahmungen des Terentius, und im Ganzen unfruchtbar und steif, und nur selten, wie z. B. in der Geschichte der heiligen Jungfrau, der Wiederauferstehung des Herrn, der Leiden des heiligen Dionysius, wird sie durch ihren frommen Sinn über ihren gewöhnlichen Standpunkt hinausgesetzt. Dennoch wurden selbst ihre andern, verfehlten Werke gar hoch verehrt *), und es ist zu verwundern, wie sie nicht einen noch schlimmern Einfluß auf die gleichzeitigen und nachfolgenden deutschen Schriftsteller hatte.

---

*) Conrad Celtes, der diese Schriften auffand, und sie im Jahre 1501 unter dem Titel: Opera Hroswithae illustris virginis monialis etc. herausgab, führt mehrere der enthusiastischsten Lobschriften auf sie an. Z. B.

Afro laus scenae, lyra Flacco, bella Maroni:
Multiplicem laurum Hroswitha docta gerit.

(Von Johann Dallberg, Bischof v. Worms.)

Cur non laudemus germanae scripta puellae,
Quae si Graeca esset, iam Dea certa foret.
Adde quod hos cecinit quam prisco tempore versus
Hinc sexcenteno Phoebus ab ortu redit.

(Von dem Abt Johann v. Sporheim.)

Sebastian Sprenz läßt sich folgendermassen über sie vernehmen:

Claruit ut quondam septenis Graecia sophis,
Extulit ut vates inclita Roma suos:
Sic decus et patriae splendor celebratur in oris
Hroswitha germanis digna puella legi.

§. 7.

Von ungleich höherer Bedeutung und von wahrhaft poetischem Werth ist das Lobgedicht auf den heiligen Hanno, Erzbischof zu Kölln, dessen unbekannter Verfasser wahrscheinlich am Schlusse des elften Jahrhunderts lebte. Lange war dieses Werk von den Deutschen vergessen worden, bis sich endlich der treffliche Dichter Martin Opitz das Verdienst erwarb, es im Jahre 1639 wieder herauszugeben und mit schätzbaren Anmerkungen zu begleiten. Das Gedicht ist von großem Umfange, und der oft widerstrebende Stoff ist von dem Dichter mit bewundernswürdiger Kraft beherrscht worden. Besonders zeichnen sich die religiösen Ansichten von der Erlösung des Menschen durch Jesus, von der Sendung der Apostel zur Ausbreitung des Christenthums, durch einfache Größe und ächte Deutschheit aus. Auch die Schilderung von Hanno's Charakter gehört zu den gelungensten Darstellungen dieser Art.

Ja, der sonst so besonnene Willibald Pirkheimer, der bekannte Freund Ulrichs von Hutten, geht in seinem ungebührlichen Enthusiasmus so weit, unsre gelehrte Landsmännin der herrlichen Sappho zuzugesellen:

Ει Σάπφω δέκατη Μȣσάων ἐςὶν ἀδόντων
'Ρόσβιϑ' ἐνδεκατη Μȣ̃σα καταγεαφεται.

Hroswitha selbst war bescheiden genug, um sich selbst nur ein sehr mäßiges Talent zuzuschreiben.

§. 8.

Noch ist aus diesem zwölften Jahrhundert ein deutsches Lied auf die Jungfrau Maria vorhanden, welches in Pezii thesaur. anecd. gedruckt worden ist. Auch die beiden Paraphrasen des hohen Liedes von Willeram, einem Abte von Eberberg, sind wegen der Kraft zu bemerken, die zur Besiegung der noch ungebändigten Sprache aufgewendet werden mußte. Beide letztere Werke fallen noch etwas früher, als der Lobgesang auf Hanno.

Anmerkungen. Wer um das einzelne, dem Aesthetiker weniger als dem Historiker wichtige Detail dieser dunkeln Periode bemühet ist, der möge zu folgender bekannten Eintheilung seine Zuflucht nehmen.

a) Von Christi Geburt bis zur großen Völkerwanderung — 376 wo die Hunnen auftreten.

b) Von dieser Völkerwanderung bis zu Karl dem Großen — 376 — 768.

c) Periode der Karolinger, 768 — 912.

d) Periode der sächsischen Könige, 912 bis 1024.

e) Zeitalter der fränkischen Kaiser, 1024 bis 1136.

Daß selbst in den beiden letzteren Perioden so wenig Bedeutendes für die Poesie geschehen ist, geht aus dem Charakter der beiden Nationen selbst hervor, durch die sie gebildet worden sind. In den

alten Sachsen war nur die gesetzlose Willkühr durch Karl den Großen gewaltsam gebändigt, nicht getilgt worden, und in dem Charakter der Altfranken finden wir als den Hauptzug jenes wilde und rohe Streben nach außen hin, mit welchem sich die Poesie nimmer befreunden kann.

II.

Minnesänger.

Unter den Schwäbischen Kaisern.

§. 9.

Nach der erhabenen Erscheinung des Liedes der Niebelungen, trat jetzt, nach dem Verlaufe jener für die Poesie unbedeutenden Zeit, eine sehr erfreuliche Periode ein, in der sich die Dichter mehr in einer zarten Begränzung als in dem Streben gefielen, Werke von größerem Umfange und heroischem Inhalte aufzustellen. Der Übergang von jener epischen Gediegenheit und einer Größe, die sich oft mit den kolossalsten Formen umgiebt, zu der Periode der Minnesänger, die in kindlicher Unbefangenheit nichts weiter geben wollen als die individuellen Gefühle ihres Herzens, dieser Übergang kann allerdings auffallend scheinen, wenn wir nicht in dem allgemeinen Zusammenklange der plastischen Poesie mit der musikalischen den Aufschluß finden wollen.

Wenn wir uns fragen, was es denn eigentlich sei, das uns in den Liedern dieser Sänger mit so wunderbarem Zauber rührt, so möchte vielleicht die einfache Antwort, es sei die überall hervor leuchtende milde Reinheit des Gemüths, die stille Anmuth des Gefühls in der Brust von so tapfern und ge-

stählten Männern, für den uneingenommenen Leser die befriedigendste sein. Denn, in der That, wir sehen in den Werken dieser Dichter einen so reichen Vorfrühling der Poesie vor uns ausgebreitet, der den schweren und trüben Himmel, der über Deutschland ausgebreitet ist, so glücklich überwunden hat, daß wir es um so tiefer betrauern müssen, daß diese Periode der freiern Künstlichkeit so gar bald einer andern weichen mußte, in der sich nur wenige Spuren von Freiheit und Kunst erblicken lassen.

§. 10.

Nicht Reflexion und Theorie ist es, die diese Männer zur Poesie hinleitet, es ist die eigne Brust, die sie so beredt macht. Weit entfernt von jener verzagten Scheu oder verbildeten Verworrenheit, die es freilich nicht wagen darf, sich hinzugeben mit ihren Gedanken und Empfindungen, stellen diese Sänger nur sich selbst dar mit all ihren Freuden und Schmerzen im Frühling und in der Liebe, mit all ihren Ahndungen und Träumen, den kindlichen Phantasien über das Leben, und mit der unendlichen Sehnsucht nach Mitgefühl und Liebe. Und warum sollten sie das nicht dürfen? — die Frage über ein solches Dürfen ist leider wirklich aufgeworfen worden — warum wollten wir es nicht gern sehen, warum sollte es uns nicht innige Theilnahme erwekken, wenn diese oft so viel erfahrenen, in jedem Verhältnisse des friedlichen Lebens und des feindlichen Kampfs erprobten Männer, ihre heiligsten und süße-

sten Gefühle aussagen über die ewigen Verhältnisse des Herzens, deren Interesse von keiner Zeit, von keinem Ort bedingt wird.

§. 11.

Die Lektüre der Minnesänger kann uns vielleicht mehr als irgend eine andere den Unterschied zwischen dem Philosophen und Dichter klar machen. Wenn es die Aufgabe des erstern ist, wie denn darüber kein Streit mehr sein kann, das Bewußtsein und die Welt zu erklären, so ist für den letztern schon das Räthsel durch sich selbst gelöst: und ein einziger Blick enthüllt ihm die ewige Freiheit, die mit der ewigen Nothwendigkeit den Bund geschlossen hat. Diese unbefangene Kindlichkeit, die das Höchste ahndet und mit Liebe zu umfassen strebt, sie ist es, die in den Liedern der meisten Minnesänger herrscht; und wenn, nach Hemsterhuis, die Schönheit das ist, was in der möglich kleinsten Zeit die größte Anzahl Ideen erweckt, so werden wir in der That nicht anstehen dürfen, diese Schönheit in den Werken der Minnesänger anzuerkennen. Es ist in ihnen ein reicher, zarter, poetischer Vorfrühling, welcher leider nur zu bald von kaltem Nachtfrost getödtet wurde.

§. 12.

Die äußeren Umstände selbst waren für das Fortschreiten der Poesie sehr erfreulich. Die Schwäbischen Kaiser: Conrad III., Friedrich I., Heinrich VI., Philipp, Otto IV. und Friedrich II., waren entweder selbst Dichter oder begünstigten doch dieselben

auf eine sehr ehrenvolle Weise. Deutschland wurde in sich selbst mächtiger, freier, glanzvoller: und die Kreuzzüge, an denen die religiöse Begeisterung der Deutschen den innigsten Antheil nahm, gaben der Phantasie neue Nahrung, Farbe und Mannigfaltigkeit. — »In der schönsten Zeit der deutschen Poesie, sagt der neuere Herausgeber der Minnelieder, waren die Ritter die Dichter, die unbegüterten dieses Standes machten aus der Dichtkunst einen eignen Beruf, und fanden Fürsten und mächtige Beschützer, welche sie belohnten. Ihre Lieder wurden im Frühlinge oder bei Festlichkeiten gesungen, ihre Heldenerzählungen vorgelesen und ihre Liebesgedichte von vielen Lippen wiederholt. Die Poesie war ein allgemeines Bedürfniß des Lebens und von diesem ungetrennt; daher erscheint sie so gesund und frei, und so viel Kunst und strenge Schule auch so manche Gedichte dieser Zeit verrathen, so möchte man doch diese Poesie nicht Kunst nennen; die Meisterschaft verbirgt sich in der Unschuld und Liebe, der Poet ist unbesorgt um das Interesse, daher bleibt er in aller Künstlichkeit so einfach und naiv, er sucht seinen Gegenstand lieber durch eine neue Anordnung der Reime, als durch neue und auffallende Gedanken hervorzuheben, und eben so schildert er in allgemeinen Zügen immer wieder die Schönheiten der Natur, so wie seiner Geliebten, und nur bei wiederholtem und aufmerksamen Betrachten dieser Gedichte fühlt man die eigenthümliche Gesinnung der Dichter und wie sie sich in

ihrer Zärtlichkeit, so wie in der Sprache und der Kunst des Verses unterscheiden.«

§. 13.

Die meisten deutschen Minnelieder sind den Provenzalen nachgebildet, aber es dürfte sich vielleicht in diesem Umstande weniger Nachahmungssucht, als das Bestreben antreffen lassen, das Vorbild zu übertreffen. — Schon vor dem ersten Schwäbischen Kaiser Konrad III. hatte in Frankreich die Poesie der Troubadours begonnen, zu welcher der treffliche Wilhelm, Graf von Poitou und Herzog von Aquitanien den Ton angegeben. Als nun hinterher Friedrich I. mehrere Troubadours an seinen Hof kommen ließ, so wurde dadurch die Bekanntschaft der Deutschen mit den Liedern derselben eingeleitet. Abgerechnet, daß wir in diesem Zeitalter mehrere den Provenzalen nachgebildete größere Romane antreffen, von denen ich hier nur den Lancillot, Gamuret, Parcifal und Grave von Narbonne anführen will, so finden wir auch mehrere kleine Minnelieder, deren Vorbilder offenbar jene provenzalischen Lieder waren, deren süßen Ton der deutsche Dichter sich anzueignen bemühte. *) So ist z. B. der Altfran-

*) Vergl. Neue kritische Briefe von Bodmer (1763) S. 87. ff. Die historischen Notizen dieses Schriftstellers haben allerdings einigen Werth, doch sind auch hier seine beschränkten und verworrenen Ideen über die Poesie nur zu laut ausgesagt worden.

zösische Sänger Folquet de Marseille von dem Grafen Rudolf von Nüwenburg fast wörtlich übertragen worden. Ähnliche Vorbilder waren Arnaud de Merveilh, Girant de Borneil, Anselm Faidit, Arnaud Daniel, worüber der in der Note angeführte Schriftsteller nachzulesen ist.

§. 14.

So wenig sich daher die Originalität mancher deutschen Minnesänger darthun läßt, so sehr übereilt würde doch der Schluß sein, daß ihnen allen irgend ein provenzalisches Vorbild genesen sei. Manche unter ihnen, und nicht selten die vorzüglichsten, beurkunden ihre reine Originalität, und das Gepräge der determinirtesten Deutschheit so klar und deutlich, daß wir sie als die eigentlichen Heroen dieser Zeit anzusehen haben. Zu diesen scheinen mir insonderheit Werner von Tuifen, Wachsmuth von Mülnhausen, Reinmann von Brennenberg und Heinrich von Morunge gerechnet werden zu müssen, die in ihren Gedichten die Tiefe des Gemüths, deren sich gewöhnlich nur der Deutsche rühmen darf, mit der Anmuth des Provenzalen zu vereinigen im Stande sind. Andre, z. B. Kaiser Heinrich VI., (nicht Heinrich IV., wie Meister in seinen Charakteristiken anführt), Markgraf Otto mit dem Pfeil u. s. w. geben sich in einer zwar beschränkteren, doch immer noch recht liebenswürdigen und in sich selbst gesicherten Individualität.

§. 15.

Die Minnelieder sind mehrere Jahrhunderte durch widrige Umstände in der traurigsten Vergessenheit gehalten worden. Ein Codex, der diese Werke enthielt, war ehedem ein Eigenthum der Zürcher gewesen, nach Plünderung der Heidelberger Bibliothek aber nach Paris gebracht worden, wo man, späterhin, viel zu sehr an der Vergoldung des Zeitalters zu arbeiten hatte, als daß man sich um diese unschuldigen und anspruchlosen Frühlingskinder hätte bekümmern mögen. Ein fleißiger Literator, Schöpflin, entdeckte endlich diesen Codex, erhielt ihn, und vertrauete die Herausgabe der Schweizerischen Sekte an, *) die denn auch, vielleicht nur zu schnell, damit fertig wurde. Aber die Wiedererscheinung dieser alten Sänger fiel in eine zu arme, kalte und beschränkte Zeit unsrer Literatur, als daß man sie mit der Theilnahme hätte aufnehmen sollen, die sie verdienen. Auch muß man allerdings einräumen, daß sie vielleicht keine unbeholfenere Vertheidiger finden konnten, als eben ihre damaligen Herausgeber: Bodmer und Breitinger. In neuern Zeiten hat man sich besser um diese Lieder verdient gemacht, und es ist zu hoffen, daß das Interesse dafür immer reger

---

*) S. Sammlung von Minnesängern aus dem Schwäbischen Zeitalter, 140 Dichter enthaltend, durch Rüdger Manessen. Zürich 1758. 2 Quartbände.

und lebendiger werden werde. Man darf sogar annehmen, daß diese Zeit nicht mehr fern sei.

§. 16.

Unter den Minnesängern finden wir auch mehrere epische Dichter. Unter diesen zeichnen sich besonders aus:

Heinrich von Veldeck, der Nachbilder einer Alt-Französischen Aeneide, (von Chr. v. Troyes), welche im Deutschen nicht weniger als 13331 Verse enthält, und bei manchen schönen Stellen keinen reinen Totaleindruck gewährt, weil der Verf. zwischen Virgil, Troyes und seiner eignen Individualität umherschwankt. *)

Wolfram von Eschenbach schrieb ein episches Gedicht, unter dem Titel: der Trojanische Krieg. — Es ist bekannt, welche herrliche Fundgrube für Witz und Phantasie die Iliade von jeher den Dichtern gewährt hat, und wie besonders die Alt-Englischen Novellen diesen Stoff behandeln. S. Shakspears Troilus und Cressida nebst den Bemerkungen über den Stoff von Steevens, Johnson u. s. w.

§. 17.

Heinrich von Ofterdingen, bekannt durch den poetischen Wettstreit, den er auf der Wartburg mit Klingsohr zu bestehen hatte, zu Anfang des

---

*) Vgl. Gottsched de antiquissima Aeneidos versione. 745

dreizehnten Jahrhunderts. Ihm wird das Heldenbuch zugeschrieben, in welchem mehrere kleinere epische Gedichte zu einem großen Ganzen auf die wunderbarste Weise verknüpft worden sind, indem alles Einzelne in dem Charakter des Haupthelden Dietrich von Bern den Mittelpunkt findet. Das Buch ist, wie die Niebelungen, von denen allein es übertroffen wird, durchaus originell, und die herrliche Einfalt, und kindlich große Naivetät belohnen die Mühe reichlich, die das Studium der veralteten Sprache erfordert. *) Die erste Ausgabe erschien zu Straßburg 1509, und die in demselben Jahrhunderte noch erschienenen vier andern Auflagen beweisen zur Genüge, wie sehr man ehedem dieses Werk zu schätzen gewußt hat. **)

§. 18.

Reimbott von Doren, vermuthlich aus Thüringen, welches das Wort Doren zu bezeichnen scheint. Nach der Art, wie ihn Möser in Gottscheds

---

*) Zur Erleichterung dieses Studiums ist bereits etwas nicht Unbedeutendes geschehen durch die Noten zum Heldenbuche, von Häßlein. S. Bragur I. S. 324 ff.

**) Ein neuerer Schriftsteller spricht mit der Wärme der ruhigsten Überzeugung von einer Verknüpfung der Niebelungen mit dem Heldenbuche, wie dies letztere größtentheils aus dem ältern Gedichte entstanden, und ursprünglich mit demselben eins gewesen sei. Möge er uns recht bald den Beweis für diese neue und gewiß sehr anziehende Behauptung geben wollen.

Büchersaal (VIII, 365 f.) rühmt, scheint er mir eben keines sonderlichen Ruhmes werth zu sein. Er will seinem Zeitalter zuvoreilen, und zeigt nicht selten Unwillen über den damaligen Geschmack, der indeß, sobald wir ihn nach jenen angeführten Werken beurtheilen, keinesweges Tadel verdienen dürfte. — Möser wollte Dorens Ritterroman von dem heiligen Georg von Neuem herausgeben; er fand indeß nicht die gehörige Unterstützung, und das Unternehmen kam nicht zu Stande.

In England ward indeß die Erzählung von dem Könige Artus, und seinen 24 Rittern der runden Tafel, die allgemeine Quelle für die romantische Novelle und Epopöe. Auch die Deutschen wurden von diesen herrlichen Romanen entzündet, auch sie priesen in ihren Gedichten den trefflichen König *), und machten seine eignen, und die Thaten seiner Ritter, ihren Landesleuten bekannt, die ihn zuletzt beinahe für einheimisch zu halten schienen. So entstand unter uns der Roman Tristan und Ysot von Gottfried von Straßburg und mehrere andere, die allerdings eine nähere Betrachtung verdienen, als ihnen bisher zu Theil geworden ist.

§. 19.

Den Übergang von dieser trefflichen Periode zu

*) Artus, ein Schottländer, gehört in das sechste Jahrhundert. Er liebte seine 24 Ritter alle mit gleicher Liebe, und wählte für sie die runde Tafel, damit kein Platz an derselben einen höheren Rang bezeichnen dürfe.

der der Meistersänger machen die moralisch satirischen Gedichte und die Fabeln, welche jetzt die Minnelieder verdrängten. Unter den erstern ist insonderheit zu merken: Der Sammler und der Renner von Hugo von Trymberg, der das letztere größere Werk im Jahre 1300 vollendete, wovon er selbst Nachricht giebt:

Es ward vollendet, das ist wahr,
Da tausend und dreihundert Jahr
Nach Christi Geburt vergangen waren.

Es besteht aus mehrern Fabeln und Erzählungen, deren Ton sich größtentheils schon der Art und Kunst der Meistersänger nähert, doch werden wir auch hier noch für den Mangel an Concentration durch manchen köstlichen Spruch, und naive Gewandtheit schadlos gehalten. *) Das Werk in seiner Ächtheit ist bis jetzt bloß im Manuscript zu finden, denn die zu Frankfurt am Main gedruckte Ausgabe ist fast gänzlich unbrauchbar, da sich der Herausgeber nicht selten die eigenmächtigsten und ungeschicktesten Änderungen im Text erlaubte. Eine der besten Abschriften ist auf der Leipziger Universitäts-Bibliothek zu finden, aus der ich hier, eben weil diese ächten Manuscripte so sehr selten sind, eine kleine Probe der Sprache und Schreibart mittheilen will:

---

*) Vgl. Gottsched de rarior. bibl. Lipſ. 746. und Morhof Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie. Kiel, 1682. S. 321 ff.

Von den meyden onde von den wyben
Kortzyn mut und lange haar
han die meyde sunderbar
dy zu yren jaren kommen synt
dy wal machen yn daz hertze blynt
dy ouchgn wysen yn den weg
von den ouchgn get eyn steg
zu dem hertzen nit gar lang
uff deme stege ist vyl mannig gedang.

§. 20.

An den Rand jenes Manuscripts sind von einer spätern Hand einige Lieder geschrieben, deren ganzer Ton noch an die trefflichsten und zartesten Minnelieder erinnert. Ich glaube auf die Theilnahme meiner Leser rechnen zu dürfen, wenn ich eins derselben, das noch nie gedruckt worden ist, gleichsam als den letzten Nachhall jener herrlichen Periode hier beifüge. Ich wähle die gewöhnliche Orthographie:

Du süßer Minne
stralende Königinne,
laß um deine Gunst mich werben,
verderben, sterben
muß ich in meiner Pein
allein, allein,
darf ich um deine Minne süß nicht werben.

Dein Auge lichte
giebt wonniglich Berichte
Von Himmels klarem Scheine.
Erscheine meine
erwählte Liebesbraut:
vertraut und laut
sag ich, daß ich dich minne und sonst keine.

Du Herzenswonne,
du aller Sinnen Sonne,
mein Herz hast du entzündet,
Entzündet findet
es nirgend Ruh:
nur du, nur du
kannst heilen mich wenn Minne dich mit mir
verbindet.

Und dieses innig zarte Gedicht, es ist nur ein Nachhall jener schönen längst verklungenen Zeit; und so möge denn mit der erfreulichen Anerkennung, daß sich auch damals schon die Sprache den Dichtern nicht weigerte, ihre heiligsten Gefühle mit Wohllaut auszusagen, dieser Abschnitt beschlossen werden.

III.

Meistersänger.

§. 21.

Selbst nach dem Tode des letzten Kaisers aus dem Schwäbischen Zeitalter, Friedrichs II., ertönten in Deutschland noch immer neue und zarte Lieder der Liebe und Sehnsucht, die den seltsamsten Kontrast bilden mit der rauhen und barbarischen Zeit des Interregnums von 1250 — 73. Während alles stritt und kämpfte in wilder Unordnung, galt allein noch in der Poesie Regel und Ordnung, und während Deutschland an den Wunden blutete, die es sich selbst schlug, so gab es wenigstens Sänger, die das Vaterland betrauern, oder auch wol die erhitzten Gemüther für den Moment beschwichtigen konnten. Rudolf von Habsburg hatte gewiß den besten Willen, der deutschen Poesie zu huldigen und sie mit allen Kräften zu beschützen, aber die mannigfaltigen Unruhen, und die stets erneuerten nothwendigen Sorgen nach außen hin, die den trefflichen Mann bis zu dem Ende seines thatenvollen Lebens drängten, sie hinderten ihn in seinem eifrigsten Bemühen. Nur einen Conrad Schenck von Landeck, der als Dichter, und einen Albert von Lauingen, der

als Physiker und Philosoph genannt zu werden verdiente, finden wir noch unter ihm.

§. 22.

Die folgenden Kaiser Adolf von Nassau, (1291 — 98) Albrecht von Oestreich (1298 — 1308) und Heinrich von Luxenburg (1308 — 13) beschäftigten sich fast gar nicht mit der Poesie, und wenn gleich noch einige sehr würdige Minnesänger unter ihnen auftraten, Conrad von Würzburg, und Otto mit dem Pfeil, Markgraf von Brandenburg, so fühlte doch nicht lange nachher der wackre Rüdger von Manesse, der unter den streitenden Kaisern Ludwig von Baiern und Friedrich von Oestreich lebte, daß diese fröhliche Zeit vorüber sei, und er wandte die achtungswerthe Sorgfalt darauf, die Lieder dieser Periode zu sammeln, damit auch die Nachkommen sich ihrer erfreuen könnten.

Die Dichter nahmen jetzt größtentheils eine politische, moralische, oder polemische Wendung, sie beklagten die Unfälle, welche Deutschland trafen, sie gaben gute Lehren, oder eiferten gegen die Geistlichen, deren Verfahren jetzt allerdings sehr willkührlich wurde. Sie fühlten sich verlassen, denn die Mächtigen, Vornehmen und Reichen hatten sich von ihnen zurückgezogen, daher nicht selten ihr Andrang zur subjektiven Satire, zur Indignation, welche laut von dieser Zurücksetzung sprach und bessere Zeiten pries.

Nur Heinrich Frauenlob, der sich indeß schon einen Meistersänger nennt, strebte nach der wahrhaf-

ten Poesie, die von jedem Nebenzweck entfernt ist, und nur von der Schönheit die Gesetze leihet. Manche seiner Gedichte, die, wie bekannt fast alle nur den einen unerschöpflich schönen Stoff: das Lob der Frauen, theilen, dürfen auf wahrhaft klassischen Werth Anspruch machen, andere erheben sich weniger, und in den letztern Zeiten schien seine Phantasie nur noch mit Einem Flügel zu schlagen. Er starb als Doktor der Theologie zu Mainz im Jahre 1317, und wurde aus Dankbarkeit von Frauenhänden zur Gruft getragen. *)

§. 23.

Das eigentliche Zeitalter der Meistersänger ist von dem Jahre 1347 — 1597 festzusetzen, unter den Kaisern Karl IV. (1347 — 78) Wenzel (1378 — 1400) Ruprecht (1400 — 1410) Siegmund (1410 — 37) Albrecht II. (1437 — 39) Friedrich III. (1440 — 93) Maximilian I. (1493 — 1519) Karl V. (1519 — 56) Ferdinand I. (1558 — 64) Maximilian

*) Auch Boner, dessen Fabeln durch Lessing und Oberlin, und früher noch durch Bodmer und Breitinger, die indessen seinen Namen nicht kannten, dem deutschen Publikum mitgetheilt wurden, gehört, seinem innern Werthe nach, in diese Periode, ob er gleich bereits im dritten Jahrzehnt des dreizehnten Jahrhunderts lebte. Er hat wenig Originalität der Erfindung, und wenn er gleich diesen Mangel durch Witz und Naivetät ersetzen dürfte, so scheint er doch von Gellert über die Gebühr gerühmt worden zu sein.

lian II. (1564 — 76) Rudolf II. (1576 — 1612). Das Jahr 1597 ist das Geburtsjahr des Dichters Martin Opitz, mit dem eine neue Epoche der Dichtkunst beginnt.

§. 24.

Über den Anfang, Fortgang, und die Gesetze, welche die Meistersänger unter sich festgestellt hatten, haben wir noch jetzt die genauesten Nachrichten übrig. *) Für meinen Zweck halte ich für nöthig, nur Folgendes anzumerken.

Der Name der Meistersänger erklärt sich durch sich selbst. Man hat eine alte Tradition, daß ihre Zunft bereits vom Kaiser Otto bestätigt worden sei, von welchem sie auch eine goldne Krone bekommen haben sollten, die sie nachher mit in ihrem Wappen trugen. Der Anachronismus ist indeß klar genug, um diese Behauptung bestimmt zu widerlegen. Erst Karl IV. gewährte der Zunft, jenes Wappen führen zu dürfen. Ihre vorzüglichsten Schulen waren in Mainz, Nürnberg und Straßburg. Auch die niedrigsten Handwerker konnten Zutritt erhalten, doch war die Aufnahme in die eigentliche Gesellschaft der Meistersänger mit vielen Schwierigkeiten verbunden, und die Strenge, mit der sie auf die einmal abgefaßten

---

*) Vergl. Wagenseil von der Meistersinger holdseligen Kunst, Altorf 1697. und Bragur III, S. 17 — 109. Die letztere Abhandlung ist von J. H. Häßlein, und enthält manche gute historische Notiz.

Gesetze hielten, zeigt zur Genüge, daß es ihnen ein hoher Ernst war, nach Kunst und Kritik zu streben.

§. 25.

Die Regeln, welche sie sich selbst gegeben hatten, waren mit der größten Bestimmtheit festgesetzt, und wenn gleich manche derselben durch eine bloße mechanische Fertigkeit befolgt werden konnte, so waren doch auch einige von nicht geringer Wichtigkeit für den Wohlklang der Sprache und die Reinheit der Verse. Man war überein gekommen, daß man in dieser Hinsicht 32 Fehler bei der Abfassung eines Gedichtes begehen könnte, von denen hier einige der merkwürdigsten mitgetheilt werden sollen:

Wenn die Reime nicht der hochdeutschen Mundart gemäß waren. Als Norm wurde Luthers Übersetzung der Bibel angesehen, und es macht der Gesellschaft Ehre, daß sie die Superiorität dieses unübertrefflichen Sprachforschers freudig anerkannte.

Wenn das, was der Dichter sagen wollte, nicht klar genug ausgedrückt war, so nannte man dies blinde Meinungen, ein sehr charakteristisches Wort für den sich selbst oft nicht verstehenden schwichtigen Styl mancher Schriftsteller. Die Meistersänger ließen es nun freilich nicht an der Deutlichkeit ermangeln, aber sie verfielen desto öfter in Flachheit und seichtes Wesen.

Wenn man aus einem »stumpfen« Worte ein »klingendes« machte, z. B. »Monde« für »Mond«, so wie man denn überhaupt mit der größten Sorg-

falt auf den Wechsel der männlichen und weiblichen Reime hielt. Sie beschränkten hier die Sprache in ungleich engere Gränzen als es den genialischen Minnesingern zweckmäßig geschienen hatte.

Die Zusammenziehung zweier Worte oder Sylben war nicht verstattet. Nicht einmal »zur« statt »zu der« zu sagen erlaubte diese strenge Kritik.

Wenn am Ende des Verses dem Worte ein Buchstabe abgebrochen wurde. Man bezeichnete diesen Fehler mit dem seltsamen Ausdruck: Milbe.

Wenn ein »gelindes« Wort mit einem »harten« verbunden wurde, z. B. »Faden» mit »Rathen«, »Laden« mit »Saaten« u. s. w.

Falsche Blumen oder Coloraturen, als Verstoß gegen die Einfachheit, wurden als ein großer Fehler angesehen. Überhaupt scheueten sie mit Recht jeden grellen Farbenaufwand.

Daß man übrigens bei der Vermeidung aller dieser Fehler dennoch ein herzlich schlechtes Gedicht liefern könne, davon scheinen indeß die wenigsten der damaligen Sänger etwas geahndet zu haben. Ihnen war es schon genug, die leere Willkührlichkeit zu beschränken, und sich zu einer negativen Correktheit zu erheben.

§. 26.

Überhaupt, wenn wir die Meistergesänge im Einzelnen betrachten, so ist der Spott und Tadel über sie gar leicht; fassen wir indeß die Periode derselben im Allgemeinen auf, so werden wir uns

doch des rüstigen Strebens erfreuen müssen, das sich bei manchem damaligen Dichter regte. Bedenken wir die Armuth und Verlassenheit von allem Schutz und Lohn, die Hülflosigkeit, die sie zwang, selbst zu der rohesten und widerstrebendsten Thätigkeit ihre Zuflucht zu nehmen, so werden wir vielleicht nicht ohne Rührung diesen geschlossenen Cirkel von Männern betrachten können, der denn doch wenigstens die ewige Nothwendigkeit der Dichtkunst anerkannte, und freudig kräftig Alles opferte, um nur dem verarmten Leben das Schönste zu erhalten, was der Himmel dem Menschen gewährt hat: Poesie. Glückte auch nur selten dieses Streben, so scheint es doch billig, die Summe von Kraft zu berechnen und anzuerkennen, die dazu aufgewandt wurde. Das ist indessen bisher noch fast nie geschehen, und man hat sich lieber in einigen, nur zu nahe liegenden Scherzen über diese Periode geübt, und sie selbst in ihrer Gesammtheit nicht auffassen wollen.

§. 27.

Aus dieser Periode nun sind zu bemerken:

Heinrich von Alkmar (1470) schrieb das bekannte satirische und witzige Gedicht: Reineke der Fuchs, wovon die erste Ausgabe zu Delft 1485 erschien, der bald sehr viele andere verbesserte Auflagen folgten. Lange ist darüber gestritten worden, ob dieses Werk ein Deutsches Original sei, oder nicht; bis endlich vor mehreren Jahren mit Bestimmtheit und Sachkenntniß ausgemacht worden ist,

daß wir es als eine Übersetzung und Überarbeitung mehrerer Altfranzösischen Fabelsammlungen anzusehen haben, in denen der Fuchs jedes Mal die Hauptrolle spielt. *) Wobei noch anzumerken ist, daß wir bereits im neunten Jahrhunderte im austrasischen Reiche einen Politiker, Namens Reginard finden, dessen Verschlagenheit und ränkevoller Sinn weit und breit berühmt wurde, so daß man ihn unter dem Bilde des Fuchses vorstellte, dem er den Namen (renard) gegeben haben soll. Wirklich finden wir dieses Wort auch nicht früher als erst im zehnten Jahrhundert.

Selten hat ein Werk eine so günstige Aufnahme bei den Deutschen gefunden, als dieser Reineke, und in der That verdient er es, wegen der lebendigen Darstellung, der farbigen Mannigfaltigkeit der Situationen, und der Fülle von Witz und Laune, die durch das Werk mit der freigebigsten Hand ausgestreut worden ist. Schade ist es, daß die sonst recht angenehme Redseligkeit zuweilen in geschwätzige Weitläuftigkeit ausartet.

§. 28.

Unter den neueren Ausgaben sind die von A. v. Hackmann, Wolfenbüttel 1711 und von Gottsched 1752, die bekanntesten, die indeß durch die

---

*) S. Neuer deutscher Merkur, Junius 1795. Über die Fabeln selbst: Fabliaux ou contes du XII. et XIII. siecle, Tome I.

neuere Bearbeitung von Goethe *) durchaus entbehrlich gemacht werden. Eine andere Ausgabe von minderm Werth hat Hr. Soltau (Berlin 1802) geliefert, in der besonders die Willkühr befremden muß, mit der hier die wackre altväterliche Naivetät durch neumodige Niaiserie hat überboten werden sollen. Eine lateinische Übersetzung in vierfüßigen Jamben lieferte Schopper, **) eine Arbeit, die er selbst laborem Aetna graviorem nennt, und für die man dem fleißigen Manne ohnehin nicht einmal sonderlichen Dank bezeigt hat. Er rühmt von sich selbst, daß er seinem Styl die Eleganz und Reinheit eines Cicero zu geben gewußt habe, und es scheint freilich nicht ganz billig, daß man ihm die Mühe dieses Selbstlobes nicht ersparte.

Unter den mancherlei Nachahmungen dieses Gedichts ist Hennynk de Han ***) zu bemerken, in welchem die Geschichte des ränkevollen Fuchses bis zu seinem Tode fortgeführt wird, über welchen unter den Thieren ein außerordentlicher Jubel entsteht. Das Gedicht hat nur historischen Werth, so wie denn überhaupt die Absicht des Verfassers, welcher zu

---

*) S. dessen neue Schriften, Band II. Berlin, 1792.

**) S. Opus poeticum de admirabili fallacia et astutia vulpeculae Reinikes etc. Francof. ad Moen. 1567.

***) Die erste gedruckte Ausgabe besorgte F. H. Sparre 1722. Auszüge aus dieser Schrift s. Bragur III, 416 — 26. Sie ist sehr unbekannt geblieben.

Anfange des sechszehnten Jahrhunderts schrieb, mehr dahin ging, ein moralisches ABCBuch als eine poetische Erzählung zu geben.

§. 29.

Sebastian Brandt, auch mit dem Beinamen Titio, geb. 1458 zu Straßburg, starb daselbst 1520. Er schrieb ein weitläuftiges satirisches Werk, das Narrenschiff, welches zuerst zu Straßburg 1494 erschien und mit besonderem Beifalle aufgenommen wurde. Die Erfindung kann ihm keine sonderliche Mühe gemacht haben, er begnügte sich damit, ein Land Narragonia zu dichten, nach welchem hin er alle Narren seines Vaterlandes schiffen wollte. Der Stoff seiner Satire, womit es ihm ein nur zu bitterer Ernst ist, interessirt ihn mehr als die Form, welche er nicht selten dem Zufalle überlassen zu haben scheint. Er will lehren und lehrt, er will strafen und straft, aber bis dahin geht auch nur seine ganze Kunst, wenigstens gehorchen ihm Witz und Laune nur höchst selten; und er ist bloß als kühner Darsteller der Menschen und Sitten seiner Zeit zu betrachten. Seine Sprache ist im Ganzen kraftvoll und kernigt; nur zuweilen roh und wild. Die 3 lateinischen, 4 französischen, die eine holländische, englische und plattdeutsche Übersetzung bezeugen das Glück, welches dieses Werk überall machte.

§. 30.

Noch merkwürdiger und berühmter wurde es durch den Doktor der Theologie Geiler von Kay-

fersberg in Straßburg, *) der öffentliche Predigten über Brandts Narrenschiff hielt, welche sein Schüler, Jakob Other lateinisch herausgegeben hat, **) und hinterher von Johann Pauli, einem Franciscanermönch, ins Deutsche übersetzt worden sind. Diese Predigten sind vielleicht interessanter als das Buch, aus dem sie den Stoff entlehnten, sie haben eine Treuherzigkeit und Naivetät, nach der Brandt nur strebt, ohne sie zu erreichen. Überhaupt gehört Geiler zu den bedeutendsten Gelehrten und zu den gebildetsten Schriftstellern seiner Zeit; ja man kann in ihm eine leise Ahndung des künftigen Luther erblicken, wenn man ihn auch nicht als dessen Vorläufer betrachten will.

Noch ist hier ein satirisches Werk zu bemerken, welches gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts herausgegeben wurde unter dem Titel: »Von den losen Füchsen dieser Welt.« Das Streben nach Witz und Laune ist zu sichtbar, als daß nicht die Lektüre dieses Buchs dadurch etwas Peinliches bekommen sollte. ***) Es erschien zuerst zu Dresden 1585.

*) Er ward in seiner Vaterstadt so sehr geschätzt, daß man ihm zu Ehren (1486) die prächtige Kanzel im Münster erbauete.

**) S. Navicula seu Speculum fatuorum a Jacobo Othero collect. 1510.

***) Vgl. Gottsched's Einleitung zu seiner Ausgabe des Reineke. S. 45.

§. 31.

Jetzt beginnt denn auch die erste Periode der deutschen Beredsamkeit durch

Martin Luther (geb. zu Eisleben 10. November 1483, gest. am 18. Februar 1546.)

Über diesen großen deutschen Mann, der meines Wissens noch nie gewürdigt, und öfter noch unbehülflicher gelobt, als flach und geistlos getadelt worden ist, stehe hier nur folgendes als Andeutung zu einer künftigen speciellen Charakteristik desselben. Luthers gesammtes Streben fand seinen Mittelpunkt in der erkannten Idee, daß das Göttliche im Menschen vor dem frechen Antasten und der willkührlichen Beschränkung durch irgend eine Gewalt von außen her, geschützt werden müsse. Von dieser Idee aus ist sein ganzes Leben, sein ganzer Charakter zu erklären, und nur von diesem Standpunkte aus erhält sein Gemälde Vollständigkeit, Übereinstimmung und Klarheit. Jetzt verschwindet jede Einzelnheit, die als solche vielleicht schroff und hart erscheinen dürfte, und wir ahnden es, daß eine Gemüthsgröße, die da wirklich Größe ist, keinesweges dem gewöhnlichen Maaßstabe unterworfen werden dürfe, nach dem nur Eigenschaften, Bestrebungen, Gedanken und Handlungen in ihrer Isolirtheit angeschauet und beurtheilt werden. Ferne sei ein solches Verfahren gegen Luther. Wir verstehen ihn, seine ganze Art zu leben und zu wirken nicht, wenn wir ihn nicht in seiner Gesammtheit ergreifen und eine solche in ihm

anerkennen wollen. Haben wir aber erst einmal jenen Standpunkt festgehalten, so verschwindet jede Dunkelheit, die nur zu leicht jene traurige Verzagtheit und Zweifel an Mannesgröße erzeugt, und wir begreifen den Helden in allen seinen Verhältnissen, von den gemeinsten herauf bis zu den bedeutungsvollsten und wichtigsten, ich meine in den Verhältnissen zu Tezel, Cajetan, Eck, Erasmus von Rotterdam, Carlstadt, Melanchthon, wo er nicht minder groß erscheint als in denen zu Leo X., Friedrich dem Weisen, Karl V., Heinrich VIII. *), Christian II. u. s. w. Überall ist Einigkeit mit sich selbst, vollendete Sicherheit in sich selbst, das Höchste, was der Mensch erringen kann, klar und bestimmt zu erkennen, und recht deutlich wird uns der Ausspruch des Dichters, daß die Thaten und Gedanken des Menschen nicht sind wie die blindbewegten Wellen des Meeres, sondern daß die innere Welt, der Mikrokosmus, der tiefe Schacht sei, aus dem sie ewig hervorquellen.

---

*) Es kann vielleicht befremdend scheinen, daß ich selbst in diesem Verhältnisse Luthers Größe finde, wo man bisher nur Rauheit und hinterher Schwäche bei Luther finden wollte; ich hoffe indeß, dieses Urtheil in einer eigenen künftig zu liefernden Schrift über Luther, mit hinreichenden Beweisen belegen zu können, indem hier nur zu einer Andeutung desselben der Ort sein mag. Das Menschliche sollen wir jedem Menschen, also auch Luthern zugeben, wenn aber von seinen Schwächen und Flecken die Rede ist, so möge man an die Sonnenflecke erinnern.

§. 32.

Luther erkannte sein Selbst als rein abgeschlossen an, und gab es nie anders als in seiner Lauterkeit hin. An ein Verhüllen seines Charakters — mehr ist das Streben nach Objektivität nicht — an ein Versteckenspielen mit seiner Individualität ist hier nicht zu gedenken. Daher ist auch sein Styl keinesweges zufällig, sondern er strömt als durchaus nothwendig aus seiner Selbstheit hervor, und man wird keine seiner Schriften begreifen, und die Art seiner Rede nicht verstehen lernen, wenn man nicht früher schon seinen Character begriffen hat.

Mit Luther beginnt die deutsche Prosa; vor ihm hatte die deutsche Sprache nur Dichter gebildet, erst Luther rang ihr mit stiller sicherer Kraft diese Rede ab, die wir nur dann erst die »ungebundene« nennen mögen, wenn wir zugleich die »Gesetze« kennen, durch die sie ihre Ungebundenheit sichert oder bindet. Selbst die trefflichsten Dichter unter den Schwäbischen Kaisern hatten nicht gewagt, der Prose sich zu befleißigen, denn es schien, als wenn unsre Sprache, ganz gebildet für das Lied und den Reim, ungern nur sich dazu stimmen lassen würde. Es bedurfte eines Geistes, wie Luther, um diesen Zweck zu erreichen. Er war es, der zuerst unsre Sprache zwang mit genialischer Kraft, ihm zu gehorchen, und zu einer Prose sich zu fügen, die es werth war, daß er, der herrliche deutsche Mann ihr die erfreulichen

und gediegenen Resultate seines tiefen Nachdenkens anvertrauete. *)

§. 33.

Hier ist von je her, und mit dem größten Rechte die Bibelübersetzung genannt worden, die, abgesehen

---

*) Sehr unüberlegt ist der Vorwurf, den man Luther gemacht hat, daß er bei seinem Studium der deutschen Sprache, die lateinische Stylübung einigermaßen versäumt habe. Man lese statt aller andern Widerlegung nur den köstlichen, herrlichen Brief, den Luther an Leo schrieb. Nachdem er den Römischen Hof ein Babylon und Sodom genannt hat, setzt er mit deutscher Treuherzigkeit und unnachahmlicher Naivetät hinzu: Interim Tu, Leo, sicut agnus in medio luporum sedes, sicut Daniel in medio leonum, et cum Ezechiele inter scorpiones habitas. Quid his monstris unus opponas? adde tibi eruditissimos et optimos Cardinales tres vel quatuor: Quid hi inter tantos? Ante veneno omnibus pereundum vobis, quam de remedio statuere praesumseritis. Actum est de Romana curia; pervenit in eam ira Dei usque in finem. — Hac affectione tactus, dolui semper, optime Leo, his seculis te pontificem factum, qui melioribus dignus eras. Non enim Romana curia meretur Te, Tuique similes, sed satanam ipsum, qui et vere plus quam tu in Babylone ista regnat. O revera infelicissime Leo et periculosissimo sedens loco! — Nonne verum est sub vasto illo coelo nihil esse Romana curia corruptius? Incomparabiliter enim Turcarum vincit impietatem. Ut revera, quae olim erat ianua coeli, nunc sit patens quoddam os inferni et tale os, quod, urgente ira Dei, obstrui non potest, uno tantum miseris relicto consilio, si queamus aliquot a Romano (ut dixi) isto hiatu revocare et servare. — S. Luth. Op. T. I. 461 sq.

von dem Verdienste, das sich Luther durch diese Ermunterung zum Studium der vernachlässigten orientalischen Sprachen erwarb, von Seiten des Styles selbst ein unübertroffenes Muster bleibt. Überall einfache Sicherheit und gediegne Concinnität der Sprache, die sich hier in allen ihren Eigenschaften auf das Erfreulichste offenbart.

Aber nicht minder wichtig sind Luthers Predigten, Tischgespräche, freundschaftliche Briefe u. s. w. In jedem dieser Werke ist der Styl gemessen, aber natürlich, gebildet, kräftig, durch Farbe und Ton mit dem Inhalt übereinstimmend, und das Studium derselben ist für denjenigen durchaus unerläßlich, dem es ein Ernst um die Erforschung der deutschen Sprache und des Ganges ist, den ihre Kultur genommen hat. *) Aber auch alle jene zum Theil nicht unbekannten Aussprüche, die der Moment erzeugte, jene epigrammatischen Wendungen, in denen sich ein großer Verstand und eine erhaben fröhliche Sinnesart, gleichsam schonend, verhüllt, jene Rede zu Worms, jener so oft misverstandene Brief an Friedrich den Weisen, in welchem er den ruhig muthigen Glauben darlegt, den der einseitige oder innerlich erkältete

*) Vgl. J. M. Schröckh's Leben Doktor Martin Luthers, (Leipzig, 1778) eine Schrift, welche wenigstens von dem löblich ernsten Fleiße des Verfassers zeigt, wenn wir auch seinem Urtheil nur selten beistimmen sollten.

Mensch nicht begreifen mag, sie alle sind für den Sprachforscher von besonderer Wichtigkeit; so wie nicht minder anziehend für den, der Luthers Individualität zu erforschen strebt.

§. 34.

Endlich Luthers satirischer, polemischer Styl. Hier ist durch ihn für immer die Bahn eröffnet, und wenn die Deutschen sich den Ruhm beimessen dürfen, die ersten Polemiker unter den Modernen zu sein, so ist nicht zu vergessen, daß Luther es war, der zuerst diesen Weg betrat. Seine Polemik ist nicht Nothwehr, nicht individuell, er hat es nicht mit der Person des Gegners zu thun, sondern er sieht in ihm den Repräsentanten einer Gattung, die zu bekämpfen ist, und diese Allgemeinheit der Satire ist es denn auch, die alle seine in dieser Gattung geschriebenen Werke über die Zeit hinaushebt, in der sie geschrieben wurden, und ihnen eine von allem personellen und temporellen Interesse geschiedene Wichtigkeit und Bedeutung giebt. Hier ist ihm die deutsche Sprache in ihrer ganzen Kräftigkeit zu Hülfe gekommen, und wie zu einer Schlachtordnung gefügt, stellet er hier die Worte, die, gleich einem zusammengereiheten Phalanx, von keinem Gegner in Verwirrung zu bringen oder zu zerstören sind. Als vorzüglich merkwürdig sind hier folgende Schriften zu nennen:

1) Wider den neuen Abgott und den alten Teufel, ein Werk voll edeln Zorns und kühnen Witzes.

2) Etliche Sprüche wider das Concilium Obstatiense.

3) Ernste zornige Schrift D. M. Luthers wider M. Simon Lemnius Epigrammata.

4) Des Römischen Pabstes Ursprung.

5) Wider Hans Wurst. *)

§. 35.

Eine noch fast größere Wichtigkeit haben Luthers Briefe an Erasmus von Rotterdam, so wenig ihrer auch sind. Hier offenbart sich seine Polemik in ihrer ganzen Stärke, denn er war hier in seinem anfänglichen frohen Vertrauen, in seinem großherzigen Glauben bitter getäuscht worden. Erasmus gehörte zu der Gattung von Schriftstellern, von denen ein bekannter Polemiker sagt, daß sie zwar den Wunsch haben, Gotte eine Kirche zu bauen; dem Teufel aber eine Kapelle daneben lassen wollen. Da wies ihn Luther streng zurück, daß er es ferner nicht mehr wagen sollte, an dem Reformationsgeschäfte Theil zu nehmen, und als Jener noch witzelnden Hochmuth bei seinem verfehlten Benehmen zeigte, so fing Luther an, das Gefühl, welches ihm dieser laue und zwitterhafte Charakter einflößen mußte, in den kernigsten Worten auszusprechen. Man hat diese

---

*) Alle diese und ähnliche Schriften erschienen zuerst größtentheils zu Wittenberg in den Jahren 1524, 28, 35 ff., und wurden hinterher den bekannten Sammlungen seiner Werke einverleibt.

Polemik rauh, hart, und grob genannt; es scheint indeß billig zu bedenken, daß ein Mann wie Luther, der in der That überzeugt war und wußte, und, wenn ich so sagen darf, von diesem Wissen wußte, nicht wohl anders als absprechend sprechen kann, eben weil es wirklich an ihm ist, abzusprechen, oder zuzusprechen. Solchen Gegnern indeß, die nur meinen, vermuthen, oder wahrscheinlich finden, ist es allerdings zuzumuthen, und es steht ihnen wohl an, nachzugeben, es sei nun einen oder mehrere Schritte. Wenigstens können sie sich dabei nicht sonderlich übel befinden, da man ihren gewöhnlichen Standpunkt allerdings den Standpunkt des bodenlosen Skeptizismus, oder, strenger genommen, den Standpunkt des — Nichtstehens nennen darf. — Schonender benahm sich Luther gegen die talentloseren Gegner, einen Hieronymus Emser *), Johann Cochläus. **) Hier durfte das Mitleiden schon eher eine Stelle finden.

§. 36.

Aber nicht bloß ein vielseitig gebildeter Prosaist war Luther, auch einen Dichter darf man ihn nennen,

---

*) Sekretair bei dem Herzoge Georg von Sachsen. S. Flögel S. 152. Er erzürnte sich insonderheit gar sehr über Luthers Heirath mit Katharina von Bora.

**) Er schrieb gegen den großen Reformator, den er Minotaurum Vitebergensem nennt, eine Brochüre unter dem Titel: Lutherus septiceps ubique sibi contrarius. Par. 1564.

nennen, einen Dichter im eigentlichsten Sinne dieses Worts. Seine geistlichen Gedichte athmen jenen herrlichen, tief religiösen Geist, der in späterer Zeit sophistisch kühlem Getändel, so wie der großsinnige Glaube dem seichten engherzigen Zweifel weichen mußte. Sie sind übrigens zu bekannt, als daß ich nöthig hätte, sie einzeln aufzuführen. Nur des einen will ich erwähnen: »Eine feste Burg ist unser Gott!" ein Gedicht, das uns doppelt rühren und erfreuen muß, wenn wir uns dabei den Mann recht klar vergegenwärtigen, dessen Glaube stark und unerschütterlich da stand wie eine ewige Säule. Eben dies Subjektive des Gedichts giebt ihm die herrliche ruhige Größe.

Diesem Manne verdankt denn auch Deutschland die frühere Richtung zur geistlichen Poesie, die, was innige Andacht und den kühneren Flug heiliger Phantasie betrifft, der Poesie jeder andern Nation weit vorangeht. *)

§. 37.

Der einzige, unserm Luther würdige Nachbar sei hier Ulrich von Hutten, geb. 1488, gest.

---

*) Wir haben von Luther in allem 38 geistliche Lieder, doch übersetzte er auch manche andere aus dem Lateinischen. Die erste Ausgabe derselben erschien zu Wittenberg 1524. Wer den ganzen Schatz unsrer geistlichen Gedichte kennen lernen will, s. E. J. Kochs Grundriß einer Geschichte der Sprache und Literatur der Deutschen, Theil II. S. 1 — 44.

1523, einer der gelehrtesten und genialischsten Schriftsteller, welche je gelebt haben. Auch ihn müssen wir als handelnden und leidenden Menschen kennen lernen, um seine Schriften zu begreifen. Hier nur einige wenige Züge zu dem Gemälde seines Lebens: Nach geendigten Universitätsjahren zog er, um seine Kraft zu versuchen, nach Italien, und diente 1509 unter Maximilian I. als Krieger — Rückkehr nach Deutschland, wo sein Aufenthalt durch den Eigensinn seines Vaters, der ihn dem Studium der Philosophie und Aesthetik entziehen wollte, sehr getrübt wurde. — Neue Reise nach Italien. — Streit mit Ulrich von Wirtemberg, dem Mörder des Hans von Hutten. — Rückkehr nach Deutschland. — Hutten wird von Maximilian I. zum Dichter gekrönt und zum Ritter geschlagen. — Reise nach Frankreich, wo er sich nur sehr kurze Zeit aufhielt. — Theilnahme am Kriege des Schwäbischen Bundes gegen Ulrich von Wirtemberg. — Seine ersten Schriften, worunter ihm besonders die Herausgabe einer Apologie Heinrichs IV, welche er mit einer geistvollen Vorrede versah, den Haß Leo's X. zuzog. — Er erklärt sich als ein warmer Verehrer Luthers, und muß fliehen, da dem Churfürsten Albert von Mainz befohlen worden ist, ihn gebunden nach Rom zu liefern. — Zuflucht und Schutz bei Franz von Sickingen. — Huttens vermehrte schriftstellerische Thätigkeit. — Sickingens Heldentod 1523. — Huttens Verlassenheit und Lebens-

unsicherheit in Deutschland. — Flucht nach der Schweiz, wo er sich in seinem Vertrauen auf Erasmus von Rotterdam auf die bitterste Weise getäuscht fand. — Tod auf der Insel Ufnau im Zürchersee. *)

§. 38.

Hutten ist Rhetor, Dichter und Philosoph; ja man kann sagen, daß in der letztern Zeit seines Lebens jene drei Bestrebungen sich in ihm vereinigten, um die Vollständigkeit und Abgeschlossenheit eines Charakters hervorzubringen, wie er nur selten in der modernen Weltgeschichte erscheint. Aber ein verworrenes stets widerwärtig gegen ihn anstrebendes Schicksal nahm zu viel von seiner herrlichen Kraft in Anspruch, und eine frühe Jugendsünde rächte sich durch sein ganzes Leben hindurch mit solcher Gewalt, daß wir uns fast von einem erfreulichen Gefühl bewegt sehen, wenn endlich der ermüdete Mensch sich still zu der Ruhe legt, die ihm sein ganzes Leben hindurch nicht beschieden war.

§. 39.

Zu den Schriften, in denen sich die ganze Macht seiner Beredsamkeit offenbart, gehören vorzüglich seine Reden gegen Ulrich von Wirtemberg,

*) Huttens Leben ist nicht selten von mehrern deutschen Schriftstellern erzählt worden. S. Deutscher Merkur 1776 (Febr.) Schubart's Leben U. v. H. (1791) u. s. w.

gegen den auch der Dialog Phalarismus *) gerichtet ist; seine satirische Bestrebung zeigt sich am reinsten und anziehendsten in den Epistolis obscurorum virorum, **) und in den beiden Theilen des Nemo. Zur bittersten Indignation ward diese Satire in der Schrift: Expostulatio cum Erasmo Roterodamo, und wenn wir auch manche Stelle darin finden sollten, deren Grellheit zu hart anspricht, so ist es doch billig, die tiefe Herzenskränkung zu bedenken, die der feurige, gradsinnige Mann von dem kühlen Klügling erlitten hatte, um die ganze Schrift nicht nach einzelnen Details zu beurtheilen.

Aber man würde Huttens Verdienste noch immer zu gering anschlagen, wenn man sie nur in seiner Theilnahme an dem Reformationsgeschäfte und in jenen angeführten Schriften finden wollte. Hut-

---

*) Erschien zuerst 1517 und ist sehr selten geworden. Die Wolfenbüttelsche Bibliothek besitzt ein Exemplar dieses Werks.

**) Es hatten indeß auch andere Schriftsteller, z. B. Buschius Theil daran. Das Buch wurde eigentlich gegen die beschränkte Ansicht der Cöllnischen Theologen, und für Reuchlin geschrieben; aber Hutten erhob sich bald von diesem zu engen Stoffe zur freiern Allgemeinheit der poetischen Satire, so daß auch jetzt, da alle temporelle Beziehungen verschwunden sind, und alles Persönliche darin seine Bedeutung verloren hat, das Buch noch immer eine sehr anziehende Lektüre gewährt.

ten war auch deutscher Dichter, so wenig man ihn auch dafür hat anerkennen wollen. Es spricht Leben in jedem Buchstaben, und ein frischkräftiger Geist wehet durch alle seine deutschen Gedichte, die freilich nicht nach gewöhnlichem abgegriffenem Maaßstabe gemessen sein wollen. Ich führe nur ein Gedicht von Hutten an, aber ein solches, das jeden uneingenommenen Leser zur Liebe für den trefflichen, verkannten Mann entzünden muß. Es ist die »Clag und Vormanung gegen den übermäßigen unchristlichen Gewalt des Babsts zu Rom und der ungeistlichen Geistlichen." In der That, der Dichter durfte sich mit Fug und Recht so nennen, wie er sich nannte: einen Aufwecker der deutschen Nation.

§. 40.

Ich kehre jetzt wieder zu den Meistersängern zurück, unter denen ein fleißiger Dramatist Hans Schnepper Rosenplüt zu merken ist. Er schrieb sechs Fastnachtsspiele, die nicht bloß wegen der Zeit, in der sie geschrieben wurden, sondern auch wegen manches ächtkomischen Zuges, einige Anerkennung verdienen. Am bekanntesten ist sein Spiel vom Türkischen Kaiser, das freilich sehr viel rohe Stellen hat, sonst aber leichter zu tadeln als zu beurtheilen sein dürfte. Vielleicht kann man es ihm schon zu einigem Verdienste anrechnen, daß er denn doch Muth genug gehabt habe, in seinen Lustspielen wirklich fröhlich und ausgelassen zu sein, und es scheint mir daher des Dankes nicht unwerth, daß

Gottsched die Mühe über sich nahm, diesen ehrlichen Autor unter seinen Landsleuten wieder bekannt zu machen. *)

§. 41.

Ungleich vorzüglicher ist indeß der Meistersänger Theodorich Schernberg, welcher im Jahre 1480 ein Drama unter folgendem Titel schrieb: „Apotheosis Johannis VIII pontificis Romani. Ein schön Spiel von Frau Jutten, welche Bapst zu Rom gewesen und aus ihrem bäpstlichen Scrinio pectoris auf dem Stuel zu Rom ein Kindlein zeuget." **) Hier ist das Talent der Sprache, der poetisch-mimischen Darstellung, der dramatischen Zusammenfassung der Charaktere und deren bestimmte energische Auffassung mit gebührendem Lobe anzuerkennen. Es ist hier ein weitläufiger Stoff, der oft nach vielen divergirenden Richtungen sich verlieren zu wollen scheint, zu einer synthetischen Einheit gefaßt worden, und wenn wir nur eine solche darin anerkennen, so werden wir schon den dichterischen Werth des Stückes nicht gering anschlagen dürfen. Vorzüglich rein gehalten sind die beiden Antithesen des Stücks: Christus Salvator und Maria auf der einen, und des Lucifer und der Lillis,

---

*) S. Gottsched's nöthigen Vorrath rc. B. II. S. 43. ff.

**) Es wurde erst 80 Jahre später herausgegeben von Tilesius, Eisleben 1565.

des Teufels Mutter, eines höchst fantastischen Charakters, auf der andern Seite; und so grell verwickelt und so tief verstrickt der Knoten auch erscheint, so erfreulich beruhigend löset er sich doch am Ende auf. *)

§. 42.

Hans Sachs. Dieser wackere Dichter, den wir als das Haupt, oder, wenn wir lieber wollen, als den Mittelpunkt aller Meistersänger zu betrachten haben, wurde zu Nürnberg am 5. November 1494 geboren. Sein Vater war Schneider, unser Hans hingegen erlernte das Schusterhandwerk, das er indeß nur als Mittel zum Erwerb des Lebensunterhaltes angesehen zu haben scheint. Denn früh schon zeigte sich bei ihm eine besondere Neigung und ein ausgezeichnetes Talent zur Poesie, welches er mit vorzüglicher Anstrengung und treuem Fleiße auszubilden strebte, wobei ihn anfangs Leonhard Nunnenbek, ein Meistersänger von der ganz gewöhnlichen Gattung, den aber der bescheidene Mann dennoch seinen Lehrer nennt, zu unterrichten bemüht war, so gut er es vermochte. Fast sein ganzes Leben hindurch, das still und ruhig vorüberging, vom Jahre 1514 — 1567 blieb die Poesie ihm ge-

*) Gottsched hat das Stück a. a. O. abdrucken lassen. Überhaupt sind diesem Schriftsteller die meisten Notizen über das Zeitalter der Meistersänger zu verdanken.

treu, und half ihm die arme und beschränkte Umgebung zu vergessen, die ihm zu Theil geworden war. Er war einer der allerfruchtbarsten Dichter, die je gelebt haben, denn man findet unter seinen Werken 26 biblische und 52 profane Komödien, 27 geistliche und 28 weltliche Tragödien, 64 Fastnachtsspiele, 59 Fabeln, 116 allegorische Erzählungen, 107 heilige und 144 vermischte Gedichte, 197 Schwänke, oder humoristische Novellen. Rechnen wir hiezu noch die vielen bloß in der Handschrift befindlichen oder verloren gegangenen Gedichte, so finden wir zusammengenommen 6048 Gedichte. *)

§. 43.

Überall in diesen Werken sind unverkennbare Züge von Talent, von einer seltenen Kenntniß des Lebens, der Menschen und ihrer mannigfaltigen Verhältnisse. Die Phantasie des Dichters ist reich, aber milde, sein Witz unschuldig frei, aber nicht frappant, oder sarkastisch, und die stille Gutmüthigkeit, die friedliche Humanität und kräftige Frömmigkeit bei so viel gesundem, festem Sinn, der überall hervorleuchtet, geben der Lektüre seiner Werke etwas so Anziehendes und Beruhigendes, daß wir stets mit neuem Vergnügen zu derselben zurückkehren. Unter den Tragödien sind besonders: « die ungleichen

---

*) S. Ranisch's Lebensbeschreibung Hans. Sachsens, Altenburg 1765. Sie ist im geschmacklosen Styl geschrieben, aber vollständig und treu.

Kinder Evä, wie sie Gott der Herr anredet," die »von der Schöpfung, Fall und Austreibung Adams aus dem Paradies," und von «Alexander dem Großen" merkwürdig, so wie sich unter den Fastnachtsspielen die Farce »vom Doktor und dem Narrenschneiden" rühmlich auszeichnet.

§. 44.

Der ältern Ausgaben giebt es ziemlich viele, unter denen ich hier nur die von Hans Sachs selbst besorgte Ausgabe erwähnen will, die den Titel hat: »Summa all meiner Gedicht vom 1514 Jar bis ins 1567 Jar." *) Erst gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts hat man wieder daran gedacht, eine neue Ausgabe der Hans Sachsischen Werke zu veranstalten; leider aber fand Bertuch, der sich dieses Verdienst erwerben wollte, nicht die gehörige Unterstützung, und das löbliche Unternehmen kam nicht zu Stande. Auch die durch Häßlein besorgte Auswahl von einigen der anziehendsten Gedichte, Fabeln und Schwänke des Hans Sachs, **) scheint die Aufmerksamkeit des Publikums in keinem sonderlichen Grade erregt zu haben.

---

*) Eine der bequemsten und neuesten Ausgaben erschien zu Augsburg 1612, mit dem Titel: Sehr herrliche, schöne, und wahrhafte Gedicht, geistlich, weltlich allerlei Art, ꝛc. durch den sinnreichen und weitberühmten Hans Sachsen, einen Liebhaber teutscher Poeterei u. s. w.

**) Sie erschien zu Nürnberg 1781.

§. 45.

Überhaupt ist vielleicht kein Altdeutscher Dichter so oftmals ungerecht, und, man darf es wohl sagen, recht eigentlich abgeschmackt herabgewürdigt worden, als unser guter Hans Sachs. Da war kein Kritiker fast, der sich nicht berufen gefühlt hätte, in schlechtem Ernst, oder mit noch schlechterm Spaß den Dichter anzufallen, und da es nicht Jedermanns Sache ist, immer neue Bonmots zu erfinden, so bediente man sich, ohne lange zu wählen, der bereits vorhandenen, und man verschmähete es selbst nicht, das Handwerk, welches Sachs betrieb, zu dem Gegenstande widerlicher Scherze zu machen. So stellt z. B. Wernike, den wir in der sechsten Periode näher kennen lernen werden, in einem soidisant komischen Heldengedichte »Hans Sachs" diesen Dichter als das Symbol der Dummheit auf, und seine Zeitgenossen waren viel zu zahm, um ihm zu antworten. Bodmer beging sogar den kleinlichen Unfug, den alten, eigentlich nur gegen den verworrenen Postel gerichteten, längst verhalleten Spaß wieder abdrucken zu lassen,*) und derjenige, dem es darum zu thun ist, die unverständigen Urtheile

*) S. Sammlung kritischer, poetischer &c. Schriften, Zürich 1741. S. 115 — 37. Diese ganze Olla Potrida, von der bekanntlich mehrere Theile erschienen, ist der traurigste Beweis von der gemeinen Beschränktheit jener Schweizer, die sich zu Kritikern des Geschmacks aufwarfen.

eines Englischen, Italienischen und Französischen Schriftstellers über Hans Sachs, mit in den Kauf zu nehmen, der findet sie in Wernike's Anmerkungen zu seinem Heldengedichte, gleichfalls aufgezeichnet. Auch unter den neuern Schriftstellern sind noch immer gar viele, denen auch nicht eine leise Ahndung von den Verdiensten ihres alten Landesmannes zugekommen ist; es scheint aber zweckmäßiger, die Namen derselben nicht zu nennen, da sie ja ohnehin in der That und Wahrheit nur als anonym zu betrachten sind, sollten sie selbst auch das nicht einräumen wollen.

§. 46.

Wieland war es, der sich endlich wieder des geschmäheten und herabgewürdigten Mannes annahm, und ein herzliches Wort der Anerkennung aussprach. Indem er das Leben desselben erzählt, führt er zugleich einige Verse an, in denen Adam Puschmann den Hans Sachs als Greis schildert. Das Bild, das er uns dadurch von seinem verehrten Lehrer giebt, ist so deutlich und rührend, daß, zur vollständigen mimischen Charakterisirung dieses Dichters, ich es dem Leser nicht entziehen darf:

Mitten im Garten stunde
Ein schönes Lustheuslein
Darin sich ein Sal funde
Von Marmor gepflastert fein
Mit schön lieblichen Schilden
Und Bilden
Figuren frech und kühn.

Rings herum der Sal hatte
Fenster geschnitzet aus
Durch die man all Frucht thäte
Sehen im Garten draus.
In dem Sal stund ohnecket
Bedecket
Ein Tisch mit Seiden grün.
Am selben saß
Ein alt Mann, was
Grau und weiß; wie ein Taub dermas,
Der hat ein großen Bart fürbas
In ein schönen großen Buch las,
Mit Gold beschlagen schön.
Das lag auf ein Buld eben
Vor ihm auf dem Tisch sein
Und an Banken darneben
Viel großer Bücher fein
Die alle wohl beschlagen
Da lagen,
Die der alt Herr ansach.
Wer zu dem alten Herren
Kam in den schönen Sal
Und ihn grüßet von ferren
Den sach er an diesmal,
Sagt nichts, sondern thät neigen
Mit Schweigen
Gegen ihn sein Haupt schwach,
Dan sein Red und
Gehör begunt
Ihm abgehen auch Sinnes Grund.
Als ich nun da in dem Sal stund
Und sein alt lieblich Angesicht rund
Anschauet, hört hernach — *)

---

*) „Guter, glücklicher alter Mann! ruft Wieland hier aus, nimm diese Thräne der Liebe, die mir, indem

§. 47.

Göthe endlich hat ihm ein eignes, treffliches Gedicht gewidmet: »Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung" *), in welchem er mit einfacher Herzlichkeit das Gefühl der Verehrung für ihn an den Tag legt, und mit erfreulicher Gerechtigkeit verbannt er am Schlusse, um jedem unverständig tadelnden Geschwätz ein Ende zu machen, »all das Volk in den Froschpfuhl, das seinen Meister je verkannt hat." Doch selbst aus diesem Pfuhl heraus läßt sich noch immer von Zeit zu Zeit ein schmähendes Stimmchen vernehmen, gleichsam zur Bekräftigung der Ovidischen Worte:

Quamvis sint sub aqua, sub aqua maledicere tentant.

§. 48.

Zur Vollständigkeit dieser Periode sind noch folgende Schriftsteller hier anzuführen:

Thomas Murner, geb. zu Straßburg 1475; das Jahr seines Todes ist nicht mit Bestimmtheit

---

ich dies abschreibe, über die Wange rollt! — der Liebe und auch der Freude, daß die Natur so gerecht gegen dich war, und dich den Freudenbecher, den sie dir voll eingeschenkt hatte, so rein bis auf den letzten Tropfen ausschlürfen ließ! Wer hätte je verdient, glücklich zu sein, wenn Du nicht?" S. Deutscher Merkur, 1776. April.

*) S. Goethes Schriften, B. VIII. S. 259. f.

angeben, doch fällt es wahrscheinlich in das dritte Decennium des sechszehnten Jahrhunderts. Unter seinen satirischen Schriften sind besonders zu bemerken:

1) Die Narrenbeschwörung, in der er alle Narren in Deutschland nach Italien bannen will, welcher alltägliche Gedanke ihm sogar Stoff zu Predigten gegeben, die er zu Frankfurt am Main gehalten hat *).

2) Die Schelmenzunft, in der er auf eine ziemlich rohe Weise die Geistlichkeit angreift. Eine Menge platter und unzüchtiger Einfälle machen die Lektüre dieses Buches sehr niederlich **).

3) Die Gauchmat (von Gauch, welches im Altdeutschen ein Narr heißt, und Mat: die Wiese) zu straff allen wybschen Mannen, ist eine Satire gegen die Frauen und Mädchen, die die Männer zu täuschen suchen. Es ist nicht ganz ohne allen Anspruch auf Witz; doch spricht auch hier im Ganzen die gemeine Sinnesart des Verfassers nicht selten ohne alle Verhüllung, oft sogar mit einer gewissen Behaglichkeit, die der gerechten Verachtung nicht entgehen kann.

Wenn wir ferner noch erwägen, daß Murner ein wüthender Gegner Luthers war, so wird sich

---

*) Erschien zuerst zu Straßburg 1512.

**) Auch von dieser Schrift fällt die erste Ausgabe in das Jahr 1512.

das Resultat, was von ihm zu halten sei, ohne viele Mühe von selbst ergeben *).

§. 49.

Melchior Pfinzing, geb. zu Nürnberg 1481, gestorben 1531. Er war Geheimschreiber bei dem Kaiser Maximilian I, und erhielt von diesem wahrscheinlich den Stoff zu dem berühmten Heldengedichte Theuerdank, welches zuerst unter folgender Aufschrift erschien: »Die Geuerlichkeiten und ein teils der Geschichten des löblichen streitbaren und hochberühmbten Helds und Ritters Tewrdanckhs." Nürnberg 1517.

Das Gedicht hat den Kaiser Maximilian selbst zum Helden erwählt, den es durch manche, und zum Theil höchst seltsame Abentheuer hindurchführt, indem männlicher Muth und christliche Frömmigkeit ihn überall begleiten und ihn vor den Nachstellungen des Fürwittig, Unfalo und Neidelhart, dreier allegorischen Personen, die die Feinde seiner Knaben-, Jünglings- und Mannesjahre vorstellen, glücklich beschützen. Überhaupt war es der Plan des Verfassers, durch Theuerdanks Beispiel zu zeigen, daß ein rüstiges, mit sich selbst einiges und frommes Gemüth jeder Gefahr zu trotzen im Stande sei, und dies ist ihm allerdings gelungen. Schade nur, daß die stete

---

*) Daß Murner der Verfasser des Till Eulenspiegel gewesen, ist mit Recht zu bezweifeln. Vgl. Lessings Leben III, S. 136 ff.

Hinsicht auf diesen an sich löblichen moralischen Zweck, der größeren Freiheit und Lebendigkeit des Gedichts Eintrag thun mußte. Die Sprache ist schmucklos, einfach und nicht ohne Kraft *), so daß ihr selbst die ältern Herausgeber dieses Gedichts, unter denen besonders Burkard Waldis zu nennen ist, größtentheils nur nehmen, nicht geben konnten, wenn sie dieselbe umzuändern sich bemühten. Die Ausgabe von Waldis erschien zu Frankfurt, 1553.

Sehr merkwürdig ist dieses Buch auch noch dadurch geworden, daß die bereits erwähnte ächte Origi-

*) Aus folgender kleinen Probe möge der Styl des Ganzen sich errathen lassen. Ein böser Geist will den jungen Helden durch sophistische Künste verführen, doch er erwiedert gelassen:

In Schmerzen würden mich deine Lehren führen:
Darum ich daraus muß spüren,
Daß du bist ein höllischer Geist,
Der mich gar gern hätt' geweist
Von Gott auf eine unrechte Bahn;
Aber du hast gefehlt daran
Denn glaub mir gänzlich fürwahr
Und predigtest du ein ganzes Jahr,
So darfst du dir nicht gedenken,
Daß ich von Gott wolle lenken
Noch von meines lieben Vaters Lehr;
Ich will streiten nach Gottes Ehr,
Meinen Glauben halten in der Noth
Und sollt ich darum liegen todt.

Dieser kräftig fromme Sinn, der überall anspruchlos spricht, gewährt dem Werk das meiste Interesse.

Original-Ausgabe, ein Meisterstück des Druckes und der Holzschneidekunst geworden ist, die die Aufmerksamkeit jedes Kenners rege machen muß. *)

§. 50.

Johann Fischart, genannt Menzer, wurde im fünften oder sechsten Decennium des sechszehnten Jahrhunderts geboren und starb vermuthlich im ersten oder zweiten Jahrzehnt des folgenden Säkulums. Menzer nannte er sich wahrscheinlich, weil er ein Mainzer war, und da er selbst den zu nahe liegenden und gar zu wohlfeilen Scherz liebt, so übersetzt und verkehrt er auch wol seinen Namen, und schreibt sich »Huldreich Elloposcleros Reznem«, welcher unbedeutende Spaß zu manchen Verwirrungen Anlaß gegeben hat.

Dieser Schriftsteller gehört zu den allerseltsamsten Erscheinungen in der Geschichte unserer Literatur, und so oft sich auch der modern verfeinerte und gebildete Leser durch manche Roheiten bei ihm zurückgestoßen fühlen wird, so darf er doch nicht anstehen, ihm eine sehr reiche Fülle von Witz und eine Originalität einzuräumen, die ihm eine Stelle unter den vorzüglichsten Autoren der Deutschen sichern muß.

---

*) Diese Holzschnitte sind von Hans Schäufelein, einem trefflichen altdeutschen Künstler, der, was Fleiß und Talent betrifft, selbst mit dem ehrwürdigen Albrecht Dürer verglichen werden darf. Vgl. Jo. Gottl. Böhmii dissert. de favore Maximiliani I. in poesin. Lipf. 756.

Die Art, mit der er die deutsche Sprache behandelt, und seiner Laune anfügt, ist nicht selten willkührlich und frech genug, doch ersetzt er diesen Fehler durch manche glückliche neue Wendungen und Formen, die der beweglichen Leichtigkeit seiner Satire besser zusagen. Unter seinen Werken ist die freie Bearbeitung von des Rabelais Histoire de Gargantua et Pantagruel am bekanntesten geworden. *) Er hat ihr folgenden abentheuerlichen Titel gegeben: »Affentheurlich Naupengeheurliche Geschichtsklitterung, von Thaten und Rahten, von kurzen langen weiten vollen beschreiten Helden und Herren Grandgusier, Gargantua und Pantagruel, Königen in Utopien, Jedewelt und Nimmerreich, Soldan der neuen Kanarien und Oudyssen Inseln, auch Großfürsten im Nubel Nibel Nebelland, Erbvogt auff Nichelburg und Niederherren zu Nullibingen, Nullenstein und Niergendheym. Etwan von M. Franz Rabelais französisch entworfen, nun aber überschrecklich lustig in einen teutschen Model vergossen u. s. w. **). Diese Ausgabe er-

*) Rabelais Gargantua war eine Satire gegen den Adel, die Geistlichkeit und den Hof, und wurde confiscirt. Fischart hat nur den ersten Theil bearbeitet, und auf eine so willkührliche Weise, daß man nur mit Mühe das Original erkennen kann.

**) Man findet diesen Titel, so wie die von Fischarts andern Schriften in Koch's Kompendium d. D. L. G., einem Werke, dem ich bei der Ausarbeitung des meinigen einige historische Notizen zu verdanken habe.

schien 1552, und ihr folgten bald mehrere andere, da das Werk vielen Beifall erhielt. Könnte man das Buch um die Hälfte verringern, damit der ächte Witz von dem unächten, rohen und gemeinen geschieden würde, so dürfte es sich auch noch jetzt den Beifall gebildeter Leser erwerben.

§. 51.

Wir haben von ihm, außer dem genannten Werk, noch achtzehn ziemlich weitschichtige satirische Werke, unter denen ich nur bemerke:

»Podagrammisch Trostbüchlein innhaltend zwo artlicher Schutzreden von herrlicher Ankonfft, Geschlecht, Hofhaltung, Nutzbarkeit und tieffgesuchtem Lob des hochgelehrten gliedermächtigen und zarten Fräwlins Podagra ꝛc. Straßburg 1591, welches wegen seiner ganz vorzüglichen Scherzhaftigkeit und gutmüthigen Naivetät eine neue Bearbeitung verdiente. — Ferner:

Das Philosophisch Ehezuchtbüchlein oder die Vernunftgemäße Naturgescheide Ehezucht sampt der Kinderzucht. — Der Herausgeber ist Fischarts Verleger Jobin, der es nach dem Tode des Verfassers dem Drucke übergab. Das Werk ist größtentheils nach Plutarchs Abhandlung de puerorum educatione gearbeitet und giebt einen rühmlichen Beweis von Fischarts ernster und tiefer Ansicht der bedeutendsten Lebensverhältnisse. *)

---

*) Vgl. Meisters Beiträge ꝛc. Th. I. S. 234.

Fischart ist der eigentliche Urheber des deutschen Hexameters, den er zwar mit vieler Willkührlichkeit, dennoch aber nicht ohne Kraft behandelt, *) und es ergötzt ihn selbst gar sehr:

»Daß auch die deutsche Sprach füßiglich wie
griechische springe«,

doch wagt er es noch keinesweges, ihr selbst in dieser Versart den Reim zu entziehen. Noch zeichnet sich Fischart rühmlich aus durch kühnes Vertrauen zu sich selbst und durch ächte Vaterlandsliebe, **) die, weit entfernt von jener zahmen und resignirenden Demuth, welche wir leider in späteren Perioden antreffen, sich selbst laut und kräftig zu verkünden wagt.

§. 52.

Georg Rollenhagen geb. zu Bernau in der

---

*) Sonst wurde Heräus als der erste Bearbeiter dieser Versart genannt, bis endlich Lessing dieses Verdienst dem früheren Fischart zuerkannte. S. Literaturbriefe Th. I. S. 109 ff.

**) In einer Zuschrift an sein Vaterland heißen die ersten Verse:

»Tapfere meine Deutsche, adlich von Gemüth und
Geblüte,
Nur eurer Herrlichkeit ist dieses hie zubereit.
Meine Zuversicht jederzeit ist, hilft mir göttliche Güte
Zu preisen in Ewigkeit euere Großmüthigkeit.
Ihr seid von Redlichkeit, von großer streitbarer Hande
Berühmt durch alle Land immerdar ohn Widerstand.
u. s. w.

Diese Dedikation befindet sich vor seiner Bearbeitung des Gargantua.

Mark am 22. April 1542, gest. als Schulrektor zu Magdeburg im April 1609. Das Leben dieses Mannes war eine stete Reihe von widrigen Zufällen und wenn wir die Armuth, den Druck ewig wiederkehrender und sauerer Geschäfte, die Kränklichkeit, die unsern Rollenhagen fast sein ganzes Leben lang begleitete, in Anschlag bringen, *) so wird es uns eine doppelt erfreuliche Erscheinung sein, daß alle diese widerstrebenden Umgebungen sein ziemlich bedeutendes Talent für die humoristische Poesie nicht unterdrücken konnten. Er schrieb den bekannten

Froschmäuseler, in drei Büchern, auf dessen Titel er sich seltsam genug: »Hupfinsholz, der jungen Frösche Vorsinger« nennt. Das Werk erschien zuerst 1595 zu Magdeburg, welche Ausgabe bereits 1596 und 1600 wiederholt wurde. Die Idee zu dieser komischen Epopöe nahm Rollenhagen allerdings aus

---

*) Rollenhagen selbst zeichnete neben seinem Gemälde folgende Verse auf, die ihn sehr richtig charakterisiren:

Ingenio facilis, morbosus corpore, pauper,
Sacra docens pueros, invidiamque ferens.
Agnosco properae toleranda pericula mortis:
Quid faciam? Credam Christe benigne tibi.

S. M. Aaron Burckhart's Ἀναλυσαι Rollenhagianum etc. Magdeburg 1609. Einen Auszug aus dieser Leichen-Predigt giebt Hr. K. Reinhard aus Göttingen; (Bragur III. S. 424 ff.) leider aber ist dieser Aufsatz durch den geschmacklosen Styl und das unglückselig fruchtlose Haschen nach Witz fast ganz unlesbar geworden.

der Batrachomyomachie, doch behandelte er sie mit solcher Freiheit und Eigenmächtigkeit, daß sein Buch zu den Originalen zu zählen ist. Muntere Laune, lebhafter Witz, mimische Kraft der Darstellung ist ihm nicht abzusprechen, doch kann die ungebührliche Weitläuftigkeit, mit der er manche sehr unbedeutende Details behandelt, von der Lektüre der Schrift leicht abschrecken, die indeß selbst für den wissenschaftlich gebildeten Leser nicht ohne Interesse ist, indem sie manche Aufschlüsse über den damaligen Zustand der Kultur der Philosophie und Theologie in Deutschland giebt, Aufschlüsse, die man hier freilich nicht erwarten sollte. — Eine nicht unverdienstliche Umbildung dieses Gedichts ist 1796 geliefert worden, unter dem Titel: »Der neue Froschmäuseler«, ein Heldengedicht in drei Büchern *), mit dem angeblichen Druckorte: Cölln, bei (dem bekanntlich nicht existirenden) Peter Hammer.

Von bei weitem minderer Wichtigkeit ist die Satire, welche Rollenhagen in Verbindung mit seinem Sohne Gabriel herausgab:

Indianische Reisen durch die Luft, Wasser, Land, Hölle, Paradies und Himmel. 1603.

§. 53.

Zum Schlusse werde hier auch noch des mehr als billig scheint, gepriesenen Fabeldichters

Burkard Waldis erwähnt. Das Jahr sei-

*) Vgl. Allg. Lit. Ztg. 1797. Nro. 144.

ner Geburt ist nicht mit Gewißheit anzugeben, doch kann er leicht um drei Jahrzehnte älter sein als Rollenhagen. Seine Zeitgenossen haben ihn nicht sonderlich geschätzt, und indem sie ihm nur ein sehr mäßiges Talent zuerkannten, scheinen sie in dieser Hinsicht die Wahrheit besser getroffen und der Gerechtigkeit mehr Genüge geleistet zu haben *), als die späteren Schriftsteller, unter denen besonders Gellert und Zachariä in den Fehler der Überschätzung verfallen zu sein scheinen. Wer ihn gar dem Hans Sachs gleich zu setzen nicht ansteht, oder noch obendrein seine Sprache korrekter findet, als die seiner besseren Zeitgenossen, der erklärt dadurch mit der größten Deutlichkeit, daß er weder diese noch den Hans Sachs zu erkennen und aufzufassen im Stande sei. Waldis selbst, der sich immer als einen sehr bescheidenen Mann zeigt, würde diese übertriebene Schätzung misbilligen, und sich höchstens nur das Verdienst der Sprachgewandtheit aneignen, wogegen er dann leider auf alle Originalität Verzicht thun muß. Das Werk, welches wir von ihm haben, heißt: »Esopus ganz neuw gemacht und in Reimen gefasst. Mit sampt hundert neuwer Fabeln vormals im Druck nicht gesehen noch ausgangen. Durch Burcardum Waldis. Frankfurt am Main 1548. Gellert und Zachariä haben ausführliche Nachrichten von diesem Buche gegeben.

---

*) Doch lastet der Vorwurf auf ihnen, daß sie den Dichter in drückender Armuth leben ließen.

§. 54.

Am Schlusse dieser Periode ist noch von zwei sehr erfreulichen Erscheinungen in unsrer Literatur zu reden. Ich meine die Volkslieder, und die bisher größtentheils noch ungedruckten Dramen, wovon die Manuscripte sich jetzt in den Händen der Marionettenspieler befinden, von denen Deutschland zuweilen an seine kindliche Vorzeit erinnert wird.

Zwar ist den deutschen Volksliedern nicht eigen jene heiße Glut der Empfindung wie bei den Morgenländern, nicht jener farbige Glanz wie bei den Provenzalen, nicht jene anziehende Mystik einer tiefern Sinnlichkeit, wie bei den Spaniern und Portugiesen; doch dürfen sie eben deshalb, weil sie sich das Fremdartige nicht anzueignen streben, auf kräftige Originalität Anspruch machen. Die Seele jeglicher Poesie: Gemüthlichkeit im ächten Sinne des Worts, charakteristisch mimische Lebendigkeit, diese treffen wir allerdings hier an. Diese Lieder sollen aber auch, wenn ich so sagen darf, eben wegen ihrer einfachen Kräftigkeit, und gemüthlichen Kindlichkeit, mit einem keuschen ästhetischen Sinne genossen werden. Da nämlich eine jede Kunst, als solche, das Unendliche im Endlichen darzustellen strebt, so begreift es sich schon um deswillen leicht, daß die ächten, vollendeten Werke derselben nicht eigentlich sollen begriffen werden. Der Verstand wird seine Fragen hier nicht beantwortet finden, denn die Kunst hat eine höhere Aufgabe zu lösen als die er ihr geben

könnte. Der bloß verständige Mensch wird daher nie eine klare Idee von der Schönheit überhaupt (am wenigsten aber von der Schönheit unschuldiger und anspruchloser Volkslieder) bekommen können, weil er auch an sie noch Fragen thut, von denen nicht mehr die Rede sein kann, weil ja die Kunst gleichsam die ewige beruhigende Antwort ist für alle Fragen, die jemals nur in dem menschlichen Gemüthe sich erheben können. Daher ist selbst dem geläutertsten Verstande, sobald er isolirt als einseitige Funktion da steht, die Kunst etwas Fremdartiges; wenigstens kann sie ihm nichts anderes sein, als das Facit eines mit Klugheit durchgeführten Rechnungsexempels. Bei manchen größeren, (epischen oder dramatischen) Werken der Poesie weiß er sich auf diese Weise allerdings noch einigen Genuß zu verschaffen, der, wenn er gleich unendlich dürftiger ist, als der, welcher dem wahren Kunstliebhaber und Kenner zu Theil wird, doch immer noch Interesse genug hat, um ihm die Kunst bedeutungsvoll zu machen. Er sucht hier die Einheit in dem Mannigfaltigen des Stoffs, er zählt die einzelnen Punkte, die so sinnvoll an einander gereihet sind, er ziehet einzelne Stellen, die ihm etwa en haut relief gearbeitet zu sein scheinen, heraus, weil sie ihm als Resultate scharfsinniger Reflexion genug thun, oder, wenn er noch einen Schritt weiter geht, so ergötzt er sich an den schönen und erhabenen Charaktern, die so wohl gebildet und kräftig dargestellt worden

sind, und in dem Kampf mit andern Charakteren doch immer nur auf sich selbst beruhen, und einig sind mit sich selbst; mit einem Wort: er hat bei solchen Kunstwerken fast einen noch größeren Genuß als ihm die Auflösung eines sinnreich gebildeten — Räthsels gewährt. *) Aber wie wird er sich bei den Volksliedern Genuß zu verschaffen wissen? Sie wollen eben nicht Begriffe bilden, nicht Wahrheiten aussprechen, nicht die Reflexion beschäftigen; aus dem, was sie darstellen, lassen sich keine einzelne Punkte herausnehmen, kein Facit ziehen; sie vermögen das alles nicht und verschmähen es zu vermögen. Es ist eben der Charakter des ächten Volksliedes, den großen und tiefen Sinn schonend zu verhüllen, und das Höchste im Menschen zu vereinigen mit Kindesunschuld. Der bequemen seichten Begreiflichkeit unterwerfen sie sich nicht, wohl aber bieten sie sich klar der intellektuellen Anschauung, und erfreuen ein Gemüth, das den Zusammenklang des tiefen Ernstes mit der kindlichen Scherzhaftigkeit zu ahnden im Stande ist.

§. 55.

Man kann die Volkslieder, welche die Altdeut-

*) Vgl. Meine musikalischen Fragmente, (in der Allgem. Musik. Zeitg. 1802. S. 417 ff.) von denen ich, da sie einen bedeutenden Theil der Resultate meines Nachdenkens über das Wesen der Kunst enthalten, eine kleine verbesserte und vermehrte Sammlung zu veranstalten gedenke, um sie der Prüfung des einsichtsvollen Lesers vorzulegen.

schen uns hinterlassen haben, dem Stoffe nach, eintheilen in die polemischen, elegischen, mystischen, und komischen. Die ersteren, die besonders in den früheren Zeiten der Schweizerkriege, der Hussitenstreitigkeiten, des Bauernunfugs rc. herrschten, sind als die weniger bedeutenden zu betrachten, ob sie gleich dem Geschichtsforscher, der in der herrschenden Stimmung des Volks Aufschluß über manche große Weltbegebenheit findet, keinesweges unwichtig erscheinen dürfen. Die Keckheit, mit der sich hier die Meinung der Nation vernehmen lässt, ist nicht selten sehr anziehend und imponirend, und es scheint, daß man schon einige Beruhigung, wenigstens momentane Beschwichtigung, darin fand, solche polemische Gedichte nicht bloß verfertigen, sondern auch laut singen lassen zu dürfen. *) Auch ist es allerdings auffallend, daß den Dichtern niemand wehrte.

§. 56.

Die elegischen Volkslieder haben ungleich höheren Werth, denn sie sind keinesweges wie so manches neuere Gedicht, das sich an diese Gattung anschließen möchte, als das Resultat sensualer Aesthetik zu betrachten, die nur das sogenannte Schmelzende zu produciren weiß, sondern sie bezeichnen eine still begränzte Empfindung, die nicht zerstört verflat-

---

*) Koch führt in seinem Kompendium ein solches polemisches Volkslied aus Spangenbergs Chronik an. II. 73. ff.

tern darf, und selbst der tiefste Schmerz der heißesten Sehnsucht, der verlorenen Ruhe, der unerwiederten Leidenschaft, erscheint hier nicht in convulsivischer Hitze, in verletzender Zerrissenheit, sondern sanft, ergeben, immer nur von der Schönheit die Form nehmend. Als solche Lieder nenne ich z. B. »Die Liebste mein will mich verlassen u. s. w.« »Wer ist der doch kann ersehen, die Angst, Pein und den Schmerz? etc.« — »Ach weh, mir ist mein junges Herz verwundet also hart etc.« *) Die ächte Elegie der Deutschen wird immer zu dieser stillen Einfalt zurückkommen müssen, wenn sie des ungetheilten Beifalls des Volkes gewiß sein will; die prunkende Weichlichkeit mancher neueren ist bald verschmäht worden.

§. 57.

Die religiösen Volkslieder finden sich in ihrer ganzen Lauterkeit nur bei den Deutschen. Überhaupt darf man es, ohne Ungerechtigkeit gegen andre Nationen, sagen, daß keiner derselben die objektive Wahrheit der Kunst und Religion so klar geworden sei, als der unsrigen. Entfernt ist jede Spur eines sich einmischenden Fremdartigen, entfernt jede unkünstlerische Beschränkung in Hinsicht des Technischen, entfernt jeder Standpunkt einer unmusikalischen Reflexion,

*) Gedruckt wurden diese Gedichte erst 1614. (S. Koch II. S. 129.) Doch sind sie ohne Zweifel früher verfaßt worden.

durch den selbst manche sonst sehr bedeutende Werke der Engländer den Charakter des Pittoresken gewonnen haben; es sind nicht etwa Stücke aus dem Endlichen herausgerissen worden, durch deren Modificirung und Umbildung eine halbwitzige Frivolität zu gefallen sucht: es ist das Unendliche selbst, das sich hier im Endlichen spiegelt, wir erblicken den Charakter ächter Religiosität, das fromme Hinweggeben einer engbegränzten Persönlichkeit, um sich allmählig in dem Unendlichen zu verlieren, ein Universum jenseits und über der Menschheit zu entdecken. Dieser Charakter reiner Religiosität bezeichnet freilich, wie sich das von selbst ergiebt, nur die auserwähltesten poetischen Produktionen der Deutschen; allein in den Werken anderer Nationen wird er in der That fast gänzlich vermißt, und weder die einseitige Neigung zum Pathetischen, welche wir bei den Engländern erblicken, noch die vielseitige etwas flache Beweglichkeit der Französischen Autoren, noch selbst die tiefsinnliche Mystik der Spanier vermag sich dahin zu erheben, wohin sich die Deutschen erhoben haben. Ja, bieten sich uns nicht unter den sogenannten Kunstwerken anderer Nationen mehrere dar, die sich mit seltsamer Kühnheit, oder besser: mit widerlicher Frechheit, als schlechthin irreligiös verkünden, und von diesem Standpunkte aus allein gedacht und gebildet worden sind? die der Kunst spotten, indem sie sich für Kunst ausgeben? mit dem Heiligen scherzen, indem sie nur mit dem Scherz zu scherzen

scheinen? Aber der Genius des Scherzes ist solchem Streben unhold, es ist der graue hüpfende Dämon der Frivolität, der dasselbe in den Gang bringt.

§. 58.

Romantische Volkslieder mußten sich von je her in Deutschland auf das Erfreulichste bilden, da unserm Vaterlande selbst so manche höchst wunderbare und anziehende Mythologie eigen gehört. Ich rechne hieher die alten Volkssagen von den Erlen-Elfen und Nixen, die man in der That selbst für manche griechische oder römische Mythe nicht wegzugeben gesonnen sein dürfte. Es ist durchaus nicht eine leicht flüchtige Phantasie, die diese seltsamen Wesen erschuf, eine bedeutendere gestaltende und charakterisirende Kraft hat sie in ihrer Existenz gesichert. So finden wir in jeder dieser Volkssagen den Charakter der Nixen auf eine gleiche, doch immer neu anziehende Weise dargestellt. Niemals werden sie mit den Sylphen verwechselt, deren feinere ätherische Natur nur in den Lüften ihren Spielraum findet. Da die Nixen im Wasser leben, so werden sie auch nothwendig materieller gedacht werden müssen, als passionirte Liebhaberinnen des männlichen Geschlechts, wenn es schön ist. Mit den Häßlichen und Unbeholfenen treiben sie indeß einen Spaß, der leicht gefährlich werden dürfte. Sie sind überhaupt leidenschaftlich, zum lauten Lachen geneigt, ein wenig frivol sogar, im Ganzen jedoch, und wenn sie nur recht behandelt werden, ziemlich gutmüthig und mehr

als ziemlich liebenswürdig; nur geht ihre Grazie sogleich verloren, so bald sie die Männer auf einer Inkonsoquenz in der Liebe ertappen, und ihre Wuth kennt keine Gränzen, gegen diese wunderlichen fluctuirenden Charaktere. Diese kleinen Andeutungen zu dem Gemälde jener den Deutschen eigenthümlich gehörenden fantastischen Wesen, sind aus den alten Volkssagen selbst gefolgert worden, und ich durfte ihre Anführung nicht für überflüssig halten, weil es mein Zweck war, zu beweisen, daß diese mythischen Charaktere eben die bestimmte Physiognomie haben, als die Nymphen im Allgemeinen und die Dryaden, Najaden und Napäen ins Besondere. Eben diese Bestimmtheit der Charakteristik findet sich auch bei den uns gleichfalls eigenthümlichen Berggeistern und Erlen, deren König von unserm vortrefflichen Goethe so rein und wahr geschildert worden ist, daß sich weiter keine Züge zu dem Gemälde finden lassen. Aber, wie groß auch das Darstellungstalent jenes Dichters sein mag, immer werden wir einräumen müssen, und gern einräumen, daß er, ohne den glücklichen Umstand, ein Deutscher zu sein, weder jenen Erlkönig, noch das gleichsfalls sehr treffliche Gedicht: »Der Fischer« würde haben produciren können. *).

---

*) Vgl. Musikalische Ztg. 1802. S. 826 ff an welchem Orte ich meine Bemerkungen über die Art, eine deutsche Volkssage poetisch zu behandeln, mitgetheilt habe.

§. 59.

Humoristische Volkslieder endlich haben in Deutschland von je her in großer Fülle sich gesammelt, und wir mögen darin die Bestätigung des alten bekannten Satzes finden, daß nur derjenige des Scherzes sich erfreuen kann, der den Ernst erkannt und begriffen hat. Nur der besonnene und gesammelte Mensch hat das Recht, und darf es wagen, sich zu zerstreuen, denn er wird in dieser Zerstreuung nur eine humoristische Parodie seines gründlichen und tiefen Wesens finden. Das dulce est desipere in loco darf nur der still verständige Mann mit Würde aussprechen, so wie das noch weit herrlichere Wort Luthers:

»Wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebelang«

aus seinem geweiheten Munde am erfreulichsten tönt. Nur der Halbgebildete steht in der Mitte zwischen dem Ernst und Scherz, ohne weder den einen noch den andern ergreifen zu können.

Wenn aber der Mensch, der weder des Ernstes, noch der Frömmigkeit fähig ist, zu scherzen wagt, so werden wir das Schauspiel einer widrig leeren Lustigkeit erhalten, wo der Scherz mit sich selbst Possen treibt, und das Lachen sich gleichsam selbst auslacht. So widerwärtig sprechen uns besonders manche neuere Volkslieder an, z. B. die aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, da uns im Gegentheil jene

älteren

älteren durch rüstigen Humor *), unschuldige Freudigkeit und kräftige Parodie der Lebensverhältnisse auf das Angenehmste unterhalten müssen **).

§. 60.

Nur bis zum dreißigjährigen Kriege geht die Periode des ächten deutschen Volksliedes; hinterher versank es immer tiefer und tiefer in Rohheit, Verzerrtheit, oder gänzliche Unbedeutenheit, bis das Volk selbst endlich ganz und gar stumm und gesanglos geworden ist. Ein unerfreulicher Zustand, aus dem es selbst durch die Bemühung manches sehr wackern Dichters, z. B. Bürgers, nicht hat gerissen werden können. Aber auch hier möge uns die Hoffnung auf eine frischere und fröhlichere Zukunft nicht verlassen.

§. 61.

Was die ungedruckten Dramen betrifft, von

---

*) Hieher gehören die Lieder: »Aus frischem freien Muth, freu dich du junges Blut" — »Mein Herz vor großer Freude hebt jetzt zu singen an" — und das aus Balhorns güldnem ABC:

Der liebste Buhle den wir han
Der liegt in unserm Keller,
Er hat ein hölzern Röcklein an
Und heißt der Muskateller, u. s. w.

**) Vgl. über den Abschnitt von den Volksliedern: Koch's Compendium II, 96 ff. Bragur I, 263 ff., Bragur II, 207 ff. Volkslieder, (herausgegeben von Goethe und Herder) 1778, von denen einige in die Sammlung der Goetheschen Werke aufgenommen worden sind.

denen hier noch Erwähnung geschehen muß, weil sie in diese Periode zu fallen scheinen, so ist bereits oben erwähnt worden, daß wir sie nur durch die Aufführung auf Marionettentheatern kennen, deren Inhaber allein die Handschriften derselben besitzen mögen. Ihr Inhalt ist entweder aus der Bibel selbst genommen, oder aus dem Theile der deutschen Volksgeschichte entlehnt, welcher sich durch irgend etwas besonders Imponirendes und Anziehendes besonders bekannt gemacht hat. Unter den ersteren Schauspielen, deren Stoff aus der heiligen Schrift selbst genommen, ist besonders merkwürdig: Der verlorene Sohn, ein Drama, über dessen Werth ich bereits an einem andern Orte ausführlich gesprochen habe *); zu den letztern gehört Johannes Faust, ein Drama, das vielleicht in Hinsicht der Größe in der Ansicht des Lebens und des Scherzes, der, wie aus einem unversiegbaren Füllhorn strömt, mit dem Goethischen Schauspiele gleiches Namens kühnlich verglichen werden darf. Beide Werke, die ich für die vorzüglichsten unter diesen älteren Dramen anerkenne, zeigen in der Behandlung des Stoffs eine genialische Willkühr, die mit Bestimmtheit und Nothwendigkeit vereinigt worden ist, welches denn überhaupt den Charakter jedes ächtdichterischen Werkes ausmacht, und wie man mit gerechtem Stolze hin-

---

*) S. Wiener Hof-Theater-Taschenbuch auf d. J. 1805, Jahrgang II, S. 130 — 153.

zusetzen darf, den Charakter des ächtdeutschen Werkes ganz besonders. Diese reine vaterländische Würde und musikalische Einfachheit ging indeß nur zu bald verloren, und in einigen der spätern Stücke, z. B. Christoph Wagner (Faustens Famulus), lassen sich nur noch wenige Anklänge davon vernehmen. Doch ist auch hier die Verständigkeit in der Hauptabsicht, eine gewöhnliche Natur, die sich auf seltsame Weise durch Nachahmung erhitzt und zu Grunde richtet, darstellen zu wollen, der gebührenden Anerkennung werth. Ja, es läßt sich mit Wahrheit behaupten, daß ein jedes dieser Dramen irgend eine Seite darbietet, von der es einen nicht unbedeutenden Genuß gewährt, und ist daher zu wünschen, daß der ganze Vorrath derselben einmal irgend einem Manne in die Hände fallen möge, der ihren Werth erkennte, und einsähe, daß eine mit Fleiß und Geist veranstaltete, und durch den Druck bekannt gemachte Auswahl auf den Beifall des gebildeten Publikums rechnen dürfte.

IV.

Die Opitzisch-Flemmingische Periode.

§. 62.

Den Übergang von den Meistersängern zu diesem von je her gepriesenen Zeitalter der deutschen Poesie, finden wir in einem sehr trefflichen aber wenig bekannten Dichter.

Georg Rudolf Weckhrlin, geboren zu Stuttgard 1587, lebte in den männlichen Jahren zu London, und starb ungefähr im vierten Decennium des siebzehnten Jahrhunderts. Man hat ihm, doch wie dies gewöhnlich zu geschehen pflegt, ohne gehörige Kenntniß, Mangel an Korrektheit in Ansehung der Sprache, des Metrums und Nachlässigkeit in den Reimen vorgeworfen. Zwar läßt er sich diesen Tadel zuweilen in einzelnen Details zu Schulden kommen, doch ist es sehr voreilig und unbillig, ihn auf alle seine Gedichte ausdehnen zu wollen. Er ist originell, lebhaft, feurig, gedrängt, und seine sonst milde Phantasie darf selbst einen höheren Flug wagen als die des Martin Opitz. Unter seinen Sonnetten sind manche, die sich den Meisterwerken in dieser Dichtungsart zur Seite stellen dürfen, und höchstens nur an Sprachgewalt von dem trefflichen Paul Flemming übertroffen werden. Er schrieb auch Psalme, und fünf andere geistliche Gedichte, die sich

durch den Charakter ächter Religiosität auszeichnen, so wie seine Epigramme durch Neuheit der Gedanken und energische Satire überraschen. Wir haben nur zwei Ausgaben von Weckhrlin's Gedichten, wovon die erste zu Amsterdam 1641, die zweite eben daselbst 1646 erschien. Beide sind indeß sehr selten geworden *).

§. 63.

Martin Opitz von Boberfeld, geb. zu Bunzlau in Schlesien 1597, starb 1639 zu Danzig an der Pest. Über sein Leben, daß manchem Wechsel des Glücks unterworfen war, sind uns die genauesten Nachrichten aufbehalten worden, wozu besonders die lateinische Lobrede, welche Coler auf ihn gehalten, am fleißigsten benutzt worden ist. Gottsched, Lindner, Triller, Bodmer, Breitinger, Zachariä u. s. w. haben bereits des Dichters Biographie nicht ohne detaillirte Weitläufigkeit geliefert, und ich darf mich deshalb auf sie beziehen, um nur von dem, was

*) Vgl. über Weckhrlin: Specimen dissertationis historico-criticae de poetis Germanicis huius seculi praecipuis, publice ventilatum a M. Erdm. Neumeistero, 1706. S. 109. (Von diesem für die deutsche Literatur des siebzehnten Jahrhunderts höchst wichtigen Werke, versprach die deutsche Gesellschaft zu Leipzig, eine neue vermehrte Auflage zu besorgen, wovon sie selbst im zweiten Theile ihrer Schriften (Leipzig, 1734) Nachricht gab; doch scheint dieses Versprechen nicht erfüllt worden zu sein). Ferner ist über ihn nachzulesen: Deutsches Museum, Oktober 1779.

uns das Wichtigste ist, von seinen Werken zu reden. Er schrieb Lehrgedichte, poetische Episteln, Tragödien, Opern, lyrische Gedichte, scherzhafte Lieder, Sonnette und Epigramme, so wie er denn überhaupt zu den fruchtbarsten Dichtern des siebzehnten Jahrhunderts gehört.

§. 64.

Lehrgedichte: Lob des Feldlebens — Trostgedicht in den Widerwärtigkeiten des Krieges — Vesuvius oder von den Ursachen der feuerspeienden Berge — Zlatna (ein Landgut bei Weissenburg), oder von der Ruhe des Gemüths — Lobgesang des Neides (zum ersten Male abgedruckt in der neuen Literatur- und Völkerkunde 1791 Mai) — Lob des Kriegsgottes Martis.

Bei aller gerechten Achtung für Opitzens großes Verdienst, werden wir bei einer genauen Prüfung dieser Gedichte einräumen müssen, daß die Idee zu denselben größtentheils nur aus einer einseitigen Reflexion hervorging, der zufolge er die Poesie als ein Vehikel der Moral zu betrachten schien. Es ist ein Glück, daß seine bessere Natur, und die tief in ihm wohnende Genialität kräftig genug waren, um wenigstens in gewissen glücklichen Momenten die Fesseln zu durchbrechen, worein er sich selbst verstrickt hatte. Die meisten dieser didaktischen Gedichte haben den Fehler der Weitläufigkeit, und — wenn mir der Ausdruck verstattet ist — der Zerstreutheit

nach vielen Seiten hin, so daß man nicht selten dabei an das bekannte Wort erinnert wird:

Sectantem levia deficiunt nervi animique.

Nur zuweilen, wenn er sich selbst mehr zusammenzieht, und harmonischer begränzt, fühlen wir uns durch männliche Darstellung angezogen, so wie uns in dem Trostgedicht, welches durch das große Schauspiel des dreißigjährigen Krieges veranlaßt wurde, und in Zlatna, der wackere Sinn des Dichters erfreuen muß, der in sich selbst die nie versiegende Quelle von Erhebung und Beruhigung gefunden hat, und dem die Religion die ewige Säule ist, die nimmer wanken kann.

§. 65.

Ein gleiches Urtheil dürfen wir auch von seinen poetischen Episteln fällen, die wir in nicht geringer Anzahl in seinen Werken finden. Nur die Persönlichkeit, die sich hier darlegt, giebt ihnen Werth.

Unter den dramatischen Arbeiten dieses Dichters hat die Bearbeitung der Sophokleischen Antigone den wenigsten Werth, doch ist dabei sein Verdienst, daß er der Erste war, der eine griechische Tragödie in deutsche Verse zu übersetzen wagte, allerdings nach Würden anzuerkennen. Ein ähnliches Streben, mit fast ähnlichem Erfolge, finden wir in seiner Übersetzung der Senecaischen Tragödie: die Trojanerinnen, in der es ihm, trotz aller Bemühung, den Seneca in seiner Unverfälschtheit zu geben, dennoch

nicht gelang, die antithetische Kürze, und das epigrammatische Pathos im Deutschen glücklich nachzuahmen *). Ungleich mehr Ruhm bringen ihm seine beiden Originalopern: Judith und Daphne, in denen eine glückliche Erfindung herrscht, an die sich die Gewandtheit in der gebundenen und ungebundenen Rede anschließt. Manchen minder erfreulichen und nüchternen Details könnte die Musik leicht aufhelfen, auf welche der Dichter allerdings rechnen durfte.

§. 66.

Zu den lyrischen Gedichten scheint Opitz selbst alle diejenigen zu rechnen, die irgend ein aus seiner individuellen Natur entspringender Moment der Begeisterung ihm eingab. Hier ist Opitzens glänzendste Seite, denn hier stört ihn keine zu einseitige Reflexion, hier bindet ihn kein Gesetz des Herkommens, keine Fessel der Schule. Es ist der eigne selbstständige Geist, der sich hier zu bedeutenderer Ansicht des Lebens erhebt, das eigne feurige Herz, das hier sein Sehnen und sein Ahnen, sein Hassen und sein Lieben verkündigt, das kräftig deutsche Gemüth, das sich hier in jener ächtmenschlichen Vereinigung von Stolz und Demuth erklärt und ausspricht. Und die Sprache, die sich ihm in seinen didaktischen Gedich-

*) Eine ausführlichere Beurtheilung dieser Bearbeitung s. in der Einleitung zu meiner Übersetzung der Trojanerinnen. Penig, 1803.

ten nicht selten weigert, offenbart sich ihm hier in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit und Pracht und Fülle.

Man hat bisher fast immer das Gegentheil behauptet, und Opitzens Verdienst, dem größten Theile nach, auf die didaktische Poesie beschränkt, man hat gemeint, er fessele nur durch den Verstand und die Lebensweisheit seiner Muse, und durch die treffenden Bemerkungen, die sie überall geschickt und ungesucht einstreuet. Man fühlt es, so setzen diese Kritiker hinzu, daß die Schwingen der deutschen Muse noch ungeübt sind, und wünscht, daß sie sich höher erheben, und etwas mehr Vertrauen in ihre Kräfte setzen möchte u. s. w. *). In einem so leichtsinnig hochfahrenden Tone ist nicht selten in Deutschland über lyrische Dichter vom ersten Range geurtheilt worden. Aber freilich hat man auch größtentheils noch so vage Ideen über das Wesen der lyrischen Poesie, die sich, manchen Kritikern zufolge, in krampfhaften Zuckungen nur und mit wildem Flügelschlag vernehmen lassen soll. Die schon beruhigte Kraft wird selten erkannt in ihrem Werthe.

§. 67.

Opitzens scherzhafte Lieder gefallen gleichfalls mehr durch die Darstellung seiner anziehenden Per-

*) S. Nachträge zu Sulzers Theorie der schönen Wissenschaften, I, 1. S. 238. Der ganze dort gegebene Aufsatz über deutsche Poesie ist ein trauriger Beweis von der Geistlosigkeit seines Urhebers.

sönlichkeit und die gemüthliche Ergötzlichkeit im Allgemeinen, als durch neue und frappante Wendungen, so wie unser Dichter überhaupt die eigentlich humoristische Poesie nicht gekannt, wenigstens nie geübt hat.

Seine Epigramme sind meistens Nachahmungen oder Übersetzungen aus der Anthologie, dem Dionysius Cato, Martialis und andern neueren lateinischen Dichtern. Hieher gehören auch noch die Übersetzungen Anakreontischer und Catullischer Lieder, die er indeß in ihrer ganzen beweglichen Leichtigkeit nicht wiederzugeben vermochte.

§. 68.

Ein größeres Verdienst erwarb sich Opitz um das Sonett, ob er gleich nicht als der erste Pfleger desselben anzusehen ist. Sind gleich einige derselben nur kolossale Epigramme, so athmen doch auch manche den reinen Geist des ächten Sonetts: still beruhigte und begränzte Empfindung. Merkwürdig ist es, daß wir selbst eine Sestine (die er Sechstine nennt) bei ihm finden *), und sein Talent begünstigte die Kühnheit, mit der er auch diese Form der Poesie in deutscher Sprache nachzubilden strebte. Zwar gefällt sich Opitz gewöhnlich nur in besonde-

---

*) S. die Ausgabe der Opitzischen Werke von Triller Bd. II. S. 697 ff. Ich habe diese Sestine, wegen ihrer Gelungenheit, in meinem Taschenbuche: Luna f. 1805 (S. 244 ff.) wieder abdrucken lassen.

rer Einfachheit; dennoch mußten ihm, dem wirklichen Dichter, jene ebenen Formen der angenehmern Künstlichkeit gar wohl zusagen. Die kleinmüthige Rücksicht, als weigre sich unsre Sprache, diese und ähnliche Spiele südlicher Nationen nachzubilden, kannte unser wackerer Martin wohl nicht, so wie wir denn überhaupt diese und andre allzu scheue Verzichtleistung als das Resultat der Verzagtheit späterer Zeiten anzusehen haben *).

§. 69.

Opitz hat ein besonderes Schicksal erlebt. Während seines Lebens wurde er von den Deutschen geliebt und geehrt, und von seinen Schülern insonderheit vergöttert. In der folgenden Zeit, als Hoffmannswaldau und Lohenstein eine pikantere Poesie einführten, sah man jenen Dichter nur als einen Vorläufer an, dessen Verdienste man zwar anerkennen und ehren müsse, der indeß in jenen Männern seine Meister gefunden habe. In der traurigen Periode der Undeutschheit und der Unpoesie, die bald darauf herrschend wurde, schien Opitz ganz vergessen zu werden, denn man erfreute sich größtentheils nur an schlechten Romanen und seichten Reimen, mit denen Deutschland überfüllt wurde. Späterhin ward zwar durch Bodmer und Gottsched — die wenigstens in diesem Punkte übereinstimmten — die Feier des fast verschollenen Dichternamens wieder hervor-

---

*) S. Luna f. 1805. S. 339 ff.

gerufen; allein es war auch in der That fast nur sein Name, den man feierte. Von dem, was der treffliche Mann Großes gedacht und gewollt und erstrebt hatte, von dem war eben nicht die Rede, dagegen versuchte man seine Irrthümer, insonderheit sein Streben in der lehrenden und beschreibenden Dichtkunst, nach allen Kräften als wahrhaft richtige Norm zu sanktioniren. Überhaupt scheint man auch in neueren Zeiten nur zu oft seinen Namen als ein bloßes Losungswort gebraucht zu haben, das irgend eine Parthei versammeln sollte, oder mit dem man eine sehr einseitige, und höchst unvollständige Kenntniß der altdeutschen Poesie zu verhüllen strebte.

§. 70.

Der Ausgaben, welche von den Opitzischen Werken veranstaltet worden sind, giebt es ziemlich viele, doch haben sich einige sehr selten gemacht. Die erste Ausgabe erschien zu Straßburg 1624, und ward von des Dichters Freunde J. W. Zinkgref besorgt; die von Opitz selbst veranstaltete Sammlung kam zu Breslau heraus, 1625. Die bequemste, sauberste und vollständigste ist indeß erst 1644 zu Amsterdam in 3 Theilen erschienen. Die neueste Ausgabe, welche Bodmer und Breitinger veranstalteten, erschien zu Zürich 1745; doch konnte nur der erste Theil erscheinen, da sie durch die von Triller besorgte verdrängt wurde. Diese letztere, welche aus vier Bänden besteht, zeigt indeß nur zu sehr, wie wenig Triller, als ein Gottschedischer Schüler,

Opitzens Geist zu fassen im Stande war. Er beging sogar die Keckheit, mehrere der trefflichsten Gedichte desselben mit beschränktem Sinne zu verändern.

§. 71.

Julius Wilhelm Zinkgref, geb. zu Heidelberg 1591, gestorben zu Worms 1635 *). Die Liebe zur Poesie scheint ihm mehr von außen her, und insonderheit durch den Umgang mit Opitz gekommen zu sein, als durch eignen Antrieb, oder innere Nothwendigkeit, ohne die der wahrhafte Dichter niemals schreiben wird. Zinkgref zeigt sich in seinen Werken überall als ein scharfsinniger Kopf, und als ein nicht auf gewöhnliche Weise gebildeter Gelehrter; aber den poetischen Geist darf man ihm allerdings absprechen. Er schrieb: Der Teutschen scharfsinnige, kluge Sprüche, Apophthegmata genannt, 2 Theile, Straßburg, 628, 31. Außerdem besitzen wir von ihm eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Epigrammen, denen er den damals üblichen Titel: »Überschriften gab". Man findet sie in seiner Schrift: Emblematum ethico-politicorum Centuria. Heidelb. 1666.

§. 72.

Gleichzeitig mit Opitz, aber ohne so viel wie er auf die ästhetische Kultur seiner Zeitgenossen zu wirken, lebte

---

*) S. Koch's Compendium I. S. 54.

Johann Michael Moscherosch, geb. 1600 im Hanauischen, starb 1669 zu Worms *). Dieser Autor, der in der fruchtbringenden Gesellschaft den Namen des Träumenden hatte, ist nicht so bekannt geworden, als er es wegen seines unverkennbaren Talentes wohl verdiente, wobei freilich nicht geläugnet werden kann, daß seine Anlagen niemals völlig zur Reife gekommen sind, und daß seine exaltirte Phantasie oftmals des beruhigenden Gränzpunktes entbehrt und gleichsam in der Irre umher flattert. Unter dem Namen Philander von Sittewald schrieb er seine »Wunderliche und wahrhaftige Geschichte, in welchen aller Welt Wesen, aller Menschen Händel mit ihren natürlichen Farben der Eitelkeit bekleidet, öffentlich auf die Schau geführt, als in einem Spiegel dargestellt und gesehen werden.” Straßburg 1650. Das Vorzüglichste in diesem Werke ist das Gesicht vom jüngsten Gericht, und wenn er gleich dabei die Träume des Quevedo vor Augen gehabt, so treffen wir doch so manche Spuren von Originalität und selbstständigem Talent bei ihm an, daß wir gern einräumen werden, er habe des Vorbildes nicht bedurft.

---

*) Dieser Schriftsteller muß nicht mit seinem Bruder Quirinus Moscherosch verwechselt werden, welcher ein Mitglied des Hirten- und Blumen-Ordens an der Pegnitz war, und ein „Poetisches Blumenparadies" edirte. S. Amarantes historische Nachricht von jenem Orden. Nürnberg 1744. S. 437.

§. 73.

Jakob Balde, geb. zu Ensisheim 1603, starb 1668. Indem ich mich in Hinsicht seiner lateinischen Gedichte, durch die er einen sehr bedeutenden und gerechten Ruhm erwarb, auf Herders bekannte Charakteristik dieses Dichters, so wie auch dessen Nachbildungen seiner Oden *) beziehe, bleibt hier nur ein kurzes Wort über Balde's deutsche Gedichte zu reden übrig. Sie halten durchaus keine Vergleichung mit seinen lateinischen aus, ja, man darf sagen, daß ihn jedes Talent zu verlassen scheint, so bald er in deutscher Sprache zu dichten wagt, so chaotisch wüst und abentheuerlich grell erscheint dann Alles. Besonders unglücklich ist er in der Satire, wovon schon die Wahl seiner Gegenstände, z. B. »gegen den Mißbrauch des Tabaks," ein hinreichendes Zeugniß giebt. Wenn er sich aber gar an Luther wagt, **) dessen herrlichen, tiefen Geist gewiß kein Jesuit des siebzehnten Jahrhunderts zu ahnden im Stande sein mochte, so wendet man sich billig von dem unangenehmen Anblick hinweg. Seine Gedichte erschienen zu Költn 1660, in vier Theilen.

§. 74.

Paul Flemming, geb. zu Hartenstein im

---

*) S. Terpsichore von Herder, Jena 1795.

**) In einer Brochüre, die den Titel hat: Paradoxon musicum, das ist: Neues geistliches Lied von einer wilden Sau.

Voigtlande 1606, starb zu Hamburg am 2. April 1640. Von seinem Leben wissen wir nur so viel, daß er auf der hohen Schule zu Meißen, und hinterher zu Leipzig Medizin studirte, und daß er in dem Anfang seiner männlichen Jahre an der Gesandtschaft nach Persien Theil nahm, welche der Herzog Friedrich von Holstein veranstaltete. *) — Opitzens Dichtertalent ist im Vergleich mit dem Flemmingischen, nur ein einseitiges zu nennen, die Poesie, so darf man vielleicht sagen, überfliegt jenen nur zu gewissen Zeiten, aber sie hat ihn nicht so ganz und innig und warm durchdrungen, als Flemming, der unter den deutschen Dichtern des siebenzehnten Jahrhunderts durchaus einzig da steht, ein leuchtendes Haupt, das über alle die andern mächtig hervorragt. Wenn wir die ganze Reihe seiner Poesien betrachten wie sie betrachtet werden sollen, das heißt: mit Innigkeit und — es sei das Wort verstattet — mit Andacht, so finden wir überall in ihnen einen kühnen, kräftigen, in sich selbst vollkommnen einigen beschlossenen Geist, dem sich nichts Unklares, und ein freies und tiefes Gemüth, dem sich nichts Unheiliges aufdringen darf. Es war ihm nicht beschieden, in der Heimath ein stilles und gemächliches Leben zu führen, bei welchem eine einseitig

*) S. die Vorrede zu der im Jahre 1666 zu Jena veranstalteten Ausgabe seiner Gedichte.

einseitig intensive Thätigkeit vielleicht die Oberhand gewonnen haben würde; weit hinweg sollte der große Dichter gerissen werden von dem vaterländischen Boden und von so manchem treuen Landesmanne, den er mit warmen festem Herzen liebte. Aber der vielerfahrne Mann, der in seinem kurzen Leben so manches weit entlegene Land erblickte, von dem sonst fast nur dunkle Gerüchte geredet hatten, der die Eigenthümlichkeit so mancher fremdartiger Nationen erkannte, er blieb doch immer nur er selbst, und in den vielseitigen, oft vielleicht sehr widerstrebenden Umgebungen, wurzelte er nur um so tiefer in sich selbst, und erfaßte kühn sich selbst in seiner Gesammtheit, um sich nimmer wieder zu verlieren. So blieb dann seinem Herzen jene tiefe Ruhe und Gelassenheit, die wir als das Eigenthum des Siegers über sich selbst, und durch sich selbst zu betrachten haben, eine Ruhe und Klarheit, in der allein das Schöne gedeihen mag. Doch nicht Starrheit und Kälte war in dieser Besonnenheit, und die Nothwendigkeit, die ihn umgab, raubte ihm nicht die Freiheit des Gemüths, mit der er sich dem ächt menschlichen Schmerze, und der stillern Sehnsucht hingiebt. Oft denkt er zurück an das theure Vaterland, dessen er so ganz würdig war, an die Flur, die seine Heimath umgränzte, an die Menschen, die ihn einst mit Liebe umgaben, und er giebt Sprache den Wünschen, daß er sich nur noch einmal erfrischen dürfe an der Lust des edeln Muldenflusses, »der so

sanfte geht in bergigen Gebüschen, da wo ihm Hartenstein den ersten Kuß geboten hat." Singen wolle er da ein unerhörtes Lied, nicht von Krieg und Waffen, ein Lied von stiller Ruh und sanftem Leben, wie der treffliche Deutsche dort am Bober gethan, »ein Lied das Himmel hätt', und etwas solches fühlte, das nach der Gottheit schmeck' und rege Muth und Blut." *) Es ward ihm verliehen, was er sich wünschte, ihm gab die Natur Sprache und Kraft, auszusagen in herrlicher Melodie des Rhythmus das heiße Gefühl der Religiosität, von dem seine Brust durchglühet war, es auszusagen, reiner und gediegener, als die meisten der späteren Dichter.

§. 75.

Hier ist mit besonderer Auszeichnung das Gedicht zu nennen, welches die Sammlung eröffnet, und überschrieben ist: Klaggedicht vom unschuldigen Leiden Christi. Da es durchaus nicht bekannt, und, meines Wissens, nirgend angeführt ist, so halt ich zu Flemmings Charakteristik für nothwendig eine kleine Stelle aus demselben anzuführen. Der Dichter erzählt, daß die Juden Barrabas Freiheit erbeten, und Christi Tod verlangten:

O Urtheil ohne Recht, o Strafen ohne Sünden,
Messias muß nun fort, er muß sich lassen binden:
 Zum Kreuz ist er verdammt. Des wahren Todes Tod
 Des Lebens Leben selbst kommt jezt in solchen Spott.

---

*) S. Paul Flemmings geist- und weltliche Poemata, Jena 1666. S. 99.

Der Segen wird ein Fluch, auf daß wir Segen hätten,
Vom Fluche frei und los: die Freiheit geht in Ketten
Auf daß wir würden frei. Sein Blut durchstreicht den Brief,
Der wider unser Blut zu Gott stets schrie und rief.
Er muß auf Golgatha das Kreuze selber tragen
Der unser Kreuze trägt. Er wird daran geschlagen,
Streckt Händ und Füße weg, der doch in seiner Macht
Was Auf- und Niedergang, was Tag und Mitternacht
In sich umarmet hält. — —

— — — — — — — —

Die Sonne trübt der Fall, der ihren Schöpfer trifft
Sie macht den Tag zur Nacht, das blaue Schloß des Himmels
Entfärbt sich ob der That. Von Stürmen des Getümmels
Erblaßte Cynthia samt ihrer goldnen Schaar
Und eilet an die Wacht, als hoch der Tag noch war.
Nocturnus wußte nicht, welch Pferd er satteln sollte,
Auch Atlas bebete, gleich ob er fallen wollte,
Die Wolken drängten sich, und flohen schneller fort,
Neptunus konnte selbst vor Stürmen nicht zum Port.
Es zittert die Natur, weil jetzt ihr Vater zaget:
Gott reißet sich von Gott, vor Durst der Schöpfer klaget. —

In diesem feierlich pathetischen Tone und besonnen gehaltenem Styl geht das treffliche würdevolle Gedicht fort, bis es sich am Schlusse zur sanftesten Beruhigung neigt:

Nimm an dies Sterbelied, nimm an den Grabgesang,
Den, höchster Freund, aus mir dein grimmer Tod erzwang,
Erlöser, habe Dank, Blutbürge sei gelobet,
Ruhstifter, ruhe sanft, obgleich um dein Grab tobet
Der Wächter ohne Macht: Schlaf ein bis weder Tag,
Noch Wacht, noch Siegel dich im Grabe halten mag.

Mit dem gleichen Geiste der würdevollsten Frömmigkeit und demüthigen Hingebung sind auch die Gedichte: „Andacht" und „An den Erlöser" erfüllt,*) und es ist begreiflich, daß sie nur den, der sich jene Gefühle noch zu erhalten gewußt hat, erfreuen, erheben und rühren können.

§. 76.

Jener andere hauptsächliche Wunsch des Dichters, sein Vaterland wieder zu sehen, wurde ihm zwar auch gewährt, aber nur kurze Zeit genoß er seines Glückes. Er war damit beschäftigt, seine Gedichte zu ordnen und dem Druck zu übergeben, aber der Tod, der ihn schon im vier und dreißigsten Jahre hinwegraffte, vereitelte sein Unternehmen. Sehr merkwürdig ist es, daß der so tief bescheidene Mann, der sich während seines ganzen Lebens dem Opitz unterordnete, auf dem Sterbebette noch mit Klarheit sein eignes höheres Verdienst erkannte,**) und sich selbst die Unsterblichkeit seines Namens, und

---

*) Man findet sie in meiner Luna f. 1805 S. 248 ff. abgedruckt, wo ich zugleich noch vier andre Flemmingsche Sonnette mittheilte. Ich habe dadurch zu dem Studium dieses trefflichen Dichters, und zur günstigen Aufnahme einer Sammlung seiner vorzüglichsten Poesien, welche ich baldmöglichst veranstalten werde, den Leser einladen wollen.

**) Da das Sonnett, welches er drei Tage vor seinem Tode dichtete, über seinen ganzen Charakter und die

das hohe Wort zuerkannte, daß kein Landsmann ihm gleich gesungen habe.

§. 77.

Gleichzeitig mit Flemming lebte

Adam Olearius, welcher gleichfalls an jener erwähnten Holsteinischen Gesandtschaft Theil nahm, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, das bekannte merkwürdige Werk zu liefern: »Moskovitische und Persianische Reisebeschreibung vom Jahr 1633 — 39," welches zuerst 1647 erschien. Seine Freundschaft und innige Verehrung gegen Flemming, hat auf eine

---

Ansicht seiner selbst den befriedigendsten Aufschluß giebt, so darf es auch hier eine Stelle finden:

Ich war an Kunst und Gut und Stande groß und reich,
Des Glückes lieber Sohn, von Eltern guter Ehren,
Frei, meine; konnte mich aus meinen Mitteln nähren.
Mein Schall floh überweit: kein Landsmann sang mir gleich.
Von Reisen hoch gerühmt, vor keiner Mühe bleich,
Jung, wachsam, unbesorgt. Man wird mich nennen hören,
Bis daß die letzte Glut dies alles wird zerstören,
Dies, deutsche Klarien, dies Ganze dank ich euch.
Verzeiht mirs, bin ichs werth, Gott, Vater, Liebste, Freunde,
Ich sag' euch gute Nacht, und trete willig ab;
Sonst alles ist gethan bis an das schwarze Grab.
Was frei dem Tode steht, das thu' er seinem Feinde:
Was bin ich viel besorgt, den Odem aufzugeben?
An mir ist minder nichts, das lebet, als mein Leben

sehr erfreuliche Weise an dieser Schrift Theil genommen, der auch dadurch etwas sehr Anziehendes verliehen worden ist. — Außer einigen originellen Epigrammen haben wir noch von ihm eine Übersetzung des „Rosenthals," eine Sammlung von Fabeln, Parabeln und Allegorien, die den Persischen Dichter Saadi zum Verfasser haben.

§. 78.

Ernst Christoph Homburg, geb. 1605, starb 1681.

Es liegt in dem Charakter der altdeutschen Dichter, sich gegen jede rohe Gewalt von außen in sicherer Kraft zu erhalten. Schon als Deutsche standen sie so, aber als Dichter wehrten sie der Schroffheit, die ein solcher Vertheidigungszustand allerdings geben kann, wenn er daurend ist. Auch den schweren nordischen Himmel, der keinen rechten Frühling will aufkommen lassen, bekämpfen sie wohl wacker, und schaffen sich einen indeellen Mai, während derjenige ausbleibt, von dem im Kalender die Rede ist. Diese Kunst versteht unser Homburg ganz vorzüglich. In seiner Fröhlichkeit erkennen wir eine so muthige Erhebung des Gemüths, ein so kerniges sicheres Vertrauen zu sich selbst und der Natur, die ihm befreundet ist, daß wir keinen wehmüthigen Nachklang zu fürchten haben, wie dies wohl bei manchen neueren Dichtern der Fall sein dürfte, hinter deren Scherzen nicht selten Thränen,

Tod und Grab verborgen sind.*) — Homburgs Gedichte sind unter dem Titel: Schimpff- und Ernsthaffte Clio von Erasmus Chrysophilus Homburgensis 1638, in 2 Theilen herausgekommen, und haben das Schicksal gehabt, gar bald vergessen zu werden.

§. 79.

Jakob Schwieger, aus Altona, Mitglied der poetischen Gesellschaft, welche Philipp v. Zesen **) gestiftet, und des Schwanenordens. In der erstern hieß er der Flüchtige, in dem anderen Filidor, welchem Namen er noch den Zusatz »der Dorferer" beifügte. Das Jahr seiner Geburt und seines Todes ist nicht bekannt, und es läßt sich nicht einmal mit Gewißheit angeben, ob Schwieger sein wahrer Name gewesen sei.***) Er gab seine Gedichte unter dem Titel: Geharnischte Venus, Hamburg 1660 heraus. Auch diese Poesien machten wenig Aufsehen und wurden gar bald vergessen.

§. 80.

Simon Dach, geb. 1605, starb 1659, einer der größesten Dichter seiner Zeit, der mit Opitz wetteifern darf. Besonders trefflich und rein zeigt

*) Vergl. Luna f. 1805. S. 343. f.

**) Vergl. über ihn das angef. Werk des Amarantes über den Orden der Pegnitzschäfer.

***) Herder nennt ihn J. G. Schoch. S. Deutsches Museum, Oktob. 1779, vergl. ferner Bragur II. S. 420. ff. wo ihm jener Name gleichfalls zuerkannt wird.

sich dieser Sänger dann, wenn er die mit Widerwärtigkeiten kämpfende und siegende Liebe schildert. Hier ist sein bekanntes Gedicht: »Aennchen von Tharau" zu nennen, in welchem sich sein Gemüth in solcher Fülle, Kraft und Lauterkeit offenbart, daß man sich gezwungen fühlt, die Aechtheit seiner Liebe und Poesie mit Freuden anzuerkennen. Nicht minder trefflich sind seine geistlichen Lieder, und wir fühlen es in ihnen, daß eben jene Reinheit der Liebe auch diese Reinheit der Frömmigkeit erzeugen mußte. (Vergl. über diese religiösen Gedichte: Wetzels Lebensbeschreibung der berühmtesten Liebesdichter I. S. 160. f.) Er schrieb auch ein Schauspiel »Sorbuisa," welches zur Feier des akademischen Jubelfestes zu Königsberg aufgeführt, und 1644 gedruckt wurde. (Vergl. ferner über ihn Luna f. 1805. S. 345. 46.)

§. 81.

Paul Gerhard, geb. 1606, gest. 1676. So sehr ich auch diesen geistlichen Liederdichter schätze, so scheint es mir doch nicht ohne einige Übertreibung zu sein, wenn Hr. Koch *) behauptet: »Er hat durch seine gedankenreichen und herzlichen Lieder allen gleichzeitigen Dichtern dieser Gattung den Rang

*) S. das angeführte Kompendium Th. II. S. 25, wo zugleich Nachricht von Gerhards ziemlich mannigfaltigen Lebensverhältnissen und Schicksalen gegeben worden ist.

abgewonnen.“ Ich kenne nur zwei Lieder von ihm, die mit denen eines Flemming und Dach verglichen werden können, ich meine die beiden herrlichen Gedichte: „Befiehl du deine Wege“ und „O Haupt voll Blut und Wunden,“ doch würden auch diese allerdings schon hinreichend sein, die Unsterblichkeit seines Namens zu begründen. Man hat diese Gedichte, so wie so manche andere der gleichzeitigen Poeten, in neueren Zeiten befeilt, überarbeitet und der nüchternen und bequemeren Andacht anzupassen gesucht, wodurch sie denn nothwendig von ihrer Würde und Lauterkeit verlieren und zu einer ziemlich gewöhnlichen Mattheit und sogenannten correcten Eleganz herabsinken mußten. — Die erste Ausgabe der Gerhardischen Kirchenlieder erschien zu Berlin 1666. — Über des Dichters Leben s. Wetzel am angef. Orte S. 127. ff.

§. 82.

Andreas Tscherning, geb. 1611, gest. 1659. Sein Talent war durch Opitz geweckt worden, aber es ist mehr nachahmende Fähigkeit als wahrhaft produktive Kraft in ihm. Er ist correct ohne gediegen zu sein; er besitzt Reinheit der Gedanken, doch nicht Fülle derselben, und man hat ihn daher nur als einen Schüler Opitzens im eigentlichsten Sinne des Worts anzusehen, wobei man ihm indeß das Beiwort eines fähigen und fleißigen Schülers nicht absprechen darf. Seine Gedichte gab er unter dem Titel: „Deutscher Gedichte Frühling,“ Breslau 1642

heraus, denen er wenige Jahre vor seinem Tode den »Vortrab des Sommers,“ Rostock 1655, folgen ließ. Die letztere Sammlung sollte die reiferen Werke enthalten, doch sind sie nicht selten steif und kalt gerathen, und man dürfte manche unter ihnen den Vortrab des Winters nennen.

§. 83.

Johann Rist, geb. zu Pinneberg, 1607, gest. 1667. Er war Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft und des Pegnitzordens *), und wurde insonderheit wegen seiner geistlichen Gedichte, deren er mehr als sechshundert geliefert hat, zu seiner Zeit sehr geschätzt. Einige darunter sind, dem Stoffe nach, aus dem bekannten Paradiesgärtlein von Arnd, entlehnt, und leiden größtentheils mit den Liedern eines Dach und Gerhard keine Vergleichung, wenn man gleich auch bei ihnen das fromme und der tiefen Andacht fähige Gemüth, welches sie hervorbrachte, anerkennen und schätzen muß. Die Titel seiner Bücher können allerdings zu unsern Zeiten auffallend scheinen, z. B. »Himmlischer Lieder sonderbares Buch,“ Lüneburg 1651; »Musikalisches Seelenparadies,“ 1660, und »Musikalische Kreuz- Trost- Lob- und Dankschule,“ 1659; doch ist auch

*) Vgl. Neumarks neusprossenden Palmbaum, S. 51, und Amarantes Nachrichten vom Blumenhirten-Orden an der Pegnitz, S. 260. Über Rists Leben und Schriften giebt Wetzel im zweiten Theil der Liederhistorie Nachricht.

hier nicht bloß der Geschmack der Zeit im Allgemeinen, sondern der individuelle Ernst, mit welchem diese Aufschriften erdacht wurden, in Anschlag zu bringen. Rist versuchte sich auch als dramatischer Dichter zu zeigen, und so entstanden die beiden Schauspiele: Das Friedewünschende Deutschland, 1647, und das Friedejauchzende Deutschland, 1653, in welchem jedoch mehr der patriotische als der poetische Sinn des Verfassers zu erkennen ist.

§. 84.

Georg Philipp Harsdörffer, geb. am 1. Novemb. 1607 zu Nürnberg, gestorben am 22. Sept. 1658. Selten hat ein deutscher Schriftsteller eine so ausgebreitete Celebrität gewonnen, als der eben genannte, der freilich schon als hauptsächlicher Stifter des Blumenhirtenordens *) ein nicht geringes Aufsehen erregen mußte, doch noch mehr durch seine zahlreichen Schriften, die zwar größtentheils Flüchtigkeit, aber auch ein nicht gemeines Talent und eine bedeutende Summe von Kenntnissen verrathen. Neumeister sagt von ihm: Cuius ingenium et eruditionem, dignaque tot meritis praeconia calamus noster haud capit etc. Quod si sigillatim de poesi ipsius

*) Der andere Stifter dieser Gesellschaft war Klai. Der Orden begann 1644, nicht 1642, wie Omeis in der Dissertation de claris quibusdam in orbe literato Noribergensibus (Altdorf 1708) behauptet.

sententiam ferre iubemur, ea quidem inventionum praestantia rerumque et sententiarum majestate commendari prorsus meretur. Nur setzt er hinzu: nisi quod nimium sibi in fingendis vocibus novis ac dithyrambis indulsit doctissimus Vir *). Dieses stete Streben nach neuen Wörtern theilt er mit Philipp v. Zesen, dessen Freund er war. — Der oben erwähnte Tscherning legt ihm folgendes Lob bei, dessen Überschwenglichkeit freilich an das alte Wort erinnert, daß die Deutschen große Bewunderer sind:

Hos inter ille cognitus mihi Harsdorffer,
Medulla Phoebi, patriae suae lumen,
Scientiarum multiformium mystes,
Recti satelles et severus exactor,
Vernaculaeque restitutor ac vindex
Magnus loquelae, tota quem Caballino
Inebriata fonte perculit Cirrha:
Quem diligam plus an colam, haud satis constat.

§. 85.

Sogar die Ausländer, die sich sonst größtentheils das alte klägliche Vorrecht, die Deutschen zu verkennen, aus Bequemlichkeit nicht gern nehmen lassen, bezeigten sich gegen Harsdörffer freundlich, ja ehrfurchtsvoll, und der bekannte Loredano **)

---

*) S. die angeführte Dissertation von den deutschen Dichtern des siebzehnten Jahrhunderts, S. 46.

**) Man findet in den Briefen dieses Schriftstellers auch einen an Harsdörffer, worin es heißt: Non posso

versprach sogar, die deutsche Sprache zu erlernen, weil jener seine Dianea übersetzt hatte, eine Höflichkeit, die den ganzen überdemüthigen Blumenhirtenorden in Erstaunen setzte.

Aber eben wegen jener erwähnten Vielseitigkeit in den literarischen Bestrebungen dieses Mannes war es ihm unmöglich, irgend etwas mit ganzem und ungetheiltem Gemüthe zu ergreifen. Die Leichtigkeit, mit der er schrieb, verhinderte ihn an dem tiefern Ernst des Nachforschens, und das glückliche Talent, das ihn schmückte, an der reiferen Concentration des Verstandes und der Vernunft. Unter seinen zahlreichen Schriften, die man alle mit besonderer Genauigkeit in Amarantes Nachricht vom Blumenhirtenorden (S. 73 ff.) verzeichnet findet, sind hier nur folgende als die merkwürdigsten anzuführen:

1) Specimen philologiae Germanicae *) 1646.

---

esprimere la mia consolatione nel vedere le mie opere vestite alla Tedesca. — Niente intendo la lingua, ma comincio ad apprenderne i principii per poter leggere le mie obligationi. Sono sicuro che dall' eloquenza di V. S. haveranno le mie compositioni ricevuto quello spirito, che non le ha potuto communicar la mia penna, u. s. w. S. Lettere del Sign. Giov. Francesco Loredano, Venet. 1662, T. I. p. 331.

*) Morhof sagt in seinem Polyhistor B. IV, K. 4. §. 7: Praeterea non contemnendum est, multaque continet notatu digna: Specimen philologicum Germ. a. G. P. Harsdorffero scriptum, ein Urtheil, das auch noch für unsere Zeiten Gültigkeit hat.

2) Gesprächspiele, 8 Theile *). 1642 — 49.

3) Nathan, Jotham und Simson, oder geistlicher und weltlicher Lehrgedichte erster und zweiter Theil, 1650, 51.

§. 86.

Johann Klai, geb. zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts (näher ist sein Geburtsjahr nicht zu bestimmen, da selbst Amarantes davon schweigt), gest. 1656. Dieser Freund und Nebenbuler des Harsdörffer, ist nicht bloß als Mitstifter des Pegnitzordens, sondern auch als Dichter merkwürdig. Fast alle seine Werke sind geistlichen Inhalts, und man darf auch ihm nachsagen, daß es ihm allerdings ein hoher Ernst mit der religiösen Poesie war. Hieher gehören folgende Werke:

1) Weihnachtsandacht, Nürnberg 1644.

2) Herodes der Kindermörder, ein Trauerspiel, 1645.

3) Engel- und Drachenstreit, 1650.

Das merkwürdigste Werk ist indessen ohne Zweifel: „Der leidende Christus, ein Trauerspiel," und es ist in der That schwer zu bestimmen, ob man in der Idee, das Leiden und den Tod Jesu auf die Bühne zu bringen, mehr die Kühnheit, oder den vollende-

*) Libitinam Harsdorfferus effugit suis, ut ipse vocat, Gesprächspielen, varios ingenii lusus atque una eruditionis suae profundioris (?) vim complexus, u. s. w. S. Neumeisters Dissertation, S. 46.

ten Irrthum, der ihr zum Grunde lag, bewundern soll. Neumeisters Urtheil über ihn lautet also: Diffitendum non est, Clajum nostrum, prout erat ingenio ad poesin minus difficili, poetam excellentem evadere potuisse, nisi ab illa Germanicae linguae Germanica quidem sinceritate longius recederet, poesi incongruis dithyrambis suis tot maculas aspersisset. — Die Zeitgenossen des Dichters glaubten in ihm einen zweiten Ovid zu finden, und einer derselben, welcher durch Buchstabenwechsel aus dem Namen Iohannes Clajus die Worte: En hic alius Naso sehr zierlich herausgebracht hatte, suchte diesen Einfall durch folgendes Epigramm zu verewigen, welches zugleich ein Zeugniß von dem damaligen Geschmacke ablegen möge:

Exul ut is quondam, spurcorum lusor amorum
  Carminibus periit Naso poeta suis:
Sic en hic alius castorum lusor amorum
  Carminibus vivit Naso poeta suis.

§. 87.

Andreas Gryph, geb. zu Glogau am 2. Oktober 1616, gestorben als Landsyndikus des Fürstenthums Glogau am 16. Julius 1664. — Als ich im ersten Jahrgange der Luna für 1804 (S. 238) einige Sonnette dieses mehr besprochenen als erkannten Dichters mittheilte, fügte ich in den jenes Taschenbuch begleitenden Andeutungen folgendes Urtheil über ihn hinzu, welches in Hinsicht seiner Fähigkeit

für jene Dichtungsgattung allerdings vollständig sein dürfte: Gryphs Talent war für die Darstellung irgend eines bedeutenden Gefühl- oder Reflexionsmoments entschieden, für die Form des Sonnetts oder Epigramms, ob ihm gleich sein gutmüthiger, einseitig frommer Sinn oft nicht erlaubte, dem letztern den Stachel zu geben, nach welchem er gewöhnlich strebte. Im Sonnett geht er seinen eignen Gang, und hier ist es gerade, wo sich seine Individualität am deutlichsten und anziehendsten offenbart. Wir sehen ihn hier als einen nachdenklich frommen, rüstigen, fleißigen und gelehrten Mann, der sich im Kreise seiner Familie, die er zärtlich liebte, gar wohl befunden haben mag. Daher denn auch der Reiz, den jene Sonnette, welche an einzelne Glieder seiner Familie gerichtet sind, auch noch für uns haben müssen, die wir sie alle nicht kannten, ein Reiz, der eben durch die Deutlichkeit und Klarheit, mit der sie sich geben, durch das ausdrucksvolle mimische Leben, das diesen Gedichten eigen ist, und durch die Freundlichkeit, mit der wir uns durch sie gleichsam eingeführt sehen in seinem Hause, in uns erweckt werden muß. Gern verzeihen wir ihm auch die kleinen Härten, von denen die meisten dieser Gedichte allerdings nicht frei sind, da es ja so gar sehr leicht ist, solche Fehler mit einem einzigen Federstriche zu verwischen. Und wir werden gestehen müssen, daß unsere neuere Literatur, die reicher ist an Pseudosonnetten als an wirklichen,

nur

nur wenige ächte aufzuweisen habe, die eine Vergleichung mit Gryphs Sonnett auf die Geburt Jesu Christi *) aushalten möchten.

Frivol ist Gryph fast niemals, und wenn er es ja einmal für einen Moment in seinen Gedichten zu sein versucht, so geschieht es doch nicht mit Glück. Aber als ein ächter deutscher Mann versteht er es gar wohl, auch recht von Herzen fröhlich zu sein, und die Bedrängnisse des Krieges, so wie die häuslichen Sorgen alle zu vergessen, wenn irgend ein wackerer Freund zu ihm tritt, oder ein zartes Jungfrauengesicht ihn zierlich anlächelt. Von seiner Art sich zu freuen, giebt das Sonnett auf ein Jungfernspiel **) eine Probe, wo der schalkhaft wehmüthige Schluß eine lächelnde Rührung in uns hervorbringt, die so einfach und rein vielleicht nur selten ist erreicht worden.

§. 88.

Den meisten Ruhm indeß, bei dem Publikum wenigstens, haben unserm Gryph seine Trauerspiele erworben, deren er sieben geliefert hat: 1) Leo Arminius, oder Fürstenmord, 2) Katharina von Georgien, oder bewährte Beständigkeit, 3) Ermordete Majestät, oder Carolus Stuardus, 4) Großmüthiger Rechtsgelehrter, oder sterbender Aemilius Paulus

---

*) Dieses treffliche Sonnett, welches 1657 gedichtet wurde, findet man in dem genannten Taschenbuche S. 239.

**) S. das angeführte Taschenbuch, S. 240.

Papinianus, 5) Beständige Mutter, oder die heilige Felicitas, 6) Die sieben Brüder oder die Gibeoniter, nach dem Holländischen des Van Vondel, 7) Cardenio und Celinde, oder Unglücklich-Verliebte. Dieses letzte Drama, welches man bisher entweder ganz übersehen, oder wol gar auf eine unverständige Weise getadelt hat, beurkundet Gryphs tragisches Talent auf eine sehr bedeutende Weise, so wie überhaupt die bloße Idee, welche diesem Stücke zum Grunde liegt: den Sieg des Todes über die irdische Liebe darzustellen, eine tiefe Ahndung des Wesens der modernen Tragödie bezeichnet. Nur der erste und fünfte Akt neigen sich zu sehr zum Epischen hin, sonst dürfte man dieses Trauerspiel — ich wage es allerdings zu behaupten — zu den wahrhaft vollendeten romantischen Tragödien rechnen, die die Deutschen aufzuweisen haben. Aber auch so, wie es Gryph geliefert hat, ist es der genauesten Aufmerksamkeit und Liebe werth, und ein neuer correcter Abdruck desselben wäre ohne Zweifel sehr zu wünschen, da die Originalausgabe wol nur in wenig Händen sein dürfte. Die andern genannten Trauerspiele verdienen ungleich weniger Lob, da sie nicht selten von Gelehrsamkeit, Weitschweifigkeit und Schwerfälligkeit fast ganz niedergedrückt werden. Doch hält auch hier zuweilen eine ganz besondere Naivetät und Energie einigermaßen schadlos, so wie es gleichfalls nicht zu verkennen ist, daß einige moralische pathetische Scenen mit vieler Kraft und

Sprachgewalt durchgeführt worden sind, wie dies besonders im Leo Arminius der Fall ist. Nur der »sterbende Papinianus« leidet an einer fast gänzlichen kraftlosen Geschweiftheit, und ist als eine misglückte rhetorische Übung zu betrachten, die man höchstens verzeihen, doch nicht rechtfertigen kann.

§. 89.

Auch im Lustspiele hat sich Gryph versucht, und keinesweges ohne Glück, wie seine Originalstücke: Peter Squenz und Horribilicribrifax beweisen. Das erstere ist schon deshalb merkwürdig, weil es mit dem herrlichen Zwischenspiel im Sommernachtstraum den Stoff theilt, der wahrscheinlich aus einer gemeinschaftlichen alten Volksquelle floß *), und wenn wir gleich, wie sich das allerdings von selbst versteht, auch hier dem großen Shakspear den Vorzug unbedingt einräumen, so werden wir doch gestehen müssen, daß auch Gryphs Bearbeitung ein erfreuliches Zeugniß von komischem Talent und humoristischer Kraft ablege. Weniger bedeutend ist der Horribilicribrifax, in dem der Witz und die Laune sich selbst überbieten zu wollen scheinen, wodurch barocke Grellheit und eben deshalb auch Unfruchtbarkeit ent-

*) Daß Gryph Shakspears Werke nicht kannte, ist wol schon deshalb entschieden, da sie selbst dem großen Polyhistor Morhof unbekannt waren. Auch erwähnt G. nicht, daß ihm bei seinem Peter Squenz irgend ein Vorbild vor Augen gewesen sei.

stehen muß. Manchen einzelnen komischen Zug in diesem Stücke verdankt Gryph auch wohl dem Aristophanes und Terentius, mancher andere spricht indessen freier und fröhlicher für Gryphs originelle Deutschheit. Schade nur, daß er auch einige höchst rohe und widerliche Scherze einmischte, die, selbst wenn wir annehmen wollen, daß sie dem temporellen Geschmacke des Publikums zusagten, keinesweges entschuldigt werden können.

§. 90.

Den Beschluß dieser Periode mache der durch einige seiner geistlichen Lieder auch jetzt noch bekannte Georg Neumark. Er war geboren zu Mühlhausen am 16. März 1621, und starb am 1. Jul. 1681. Er gehört zu den wackeren, einfachen Dichtern, deren Verdienste selten gehörig erkannt werden, weil sie sich nicht laut und schreiend aufdringen. In dem angeführten Werke von Amarantes (Herdegen) über die Entstehung und den Fortgang des Ordens an der Pegnitz, findet sich (S. 384) folgende Nachricht über ihn, die ich wegen ihrer rührenden Bedeutsamkeit auch meinen Lesern mitzutheilen für gut finde: »Neumark lebte zu Hamburg, als dienstlos, in großer Armuth, sogar daß er seine Viola di Gamba, welche er vortrefflich spielen konnte, versetzen mußte. Endlich wurde er recommendirt an den Schwedischen Gesandten, Herrn von Rosenkranz. Der gab ihm zur Probe etwas an die Reichsräthe in Schweden aufzusetzen, und da es wohl gerieth, nahm

er ihn an zum Secretario, mit 100 Thaler schwer Geld zur Gage. Als Neumark seine Viola di Gamba wieder eingelöset, machte er das Lied: »Wer nur den lieben Gott lässt walten«, und da ers komponirt, spielte ers das erstemal unter Vergießung vieler Thränen.«

Neumeister sagt in der angeführten Dissertation S. 74 von ihm: Non aspernandae artifex elegantiae, quamvis non unam sibi libertatem sumserit passim; cuius tamen ut ipsi gratiam faciamus, cum ceterae suadent poetae virtutes, tum vero primarius ille hymnus: Wer nur den lieben Gott lässt walten, idem deposcere videtur.

Außer mehreren poetischen Werken, unter denen besonders seine »Perlenkrone« (1672) und der »Poetisch-historische Lustgarten« (Erfurt 1666) zu merken sind, schrieb er auch den »Neusprossenden Palmbaum«, welcher im Jahr 1673 erschien. Er giebt in diesem Werke eine ausführliche Nachricht von dem Entstehen und dem Fortgange der fruchtbringenden Gesellschaft, welche im Jahr 1616 auf dem Schlosse Hornburg von Ludwig Fürsten v. Anhalt gestiftet worden ist, und 1680 wieder ein Ende genommen hat.

§. 91.

Außer der eben genannten poetischen Gesellschaft sind noch folgende für diese Periode zu merken:

Die aufrichtige Tannengesellschaft, welche 1633

zu Straßburg gestiftet worden ist, aber nur eine sehr kurze Zeit gedauert hat.

Die deutschgesinnte Genossenschaft, welche zu Hamburg 1643 begann, und 1705 ihr Ende erreichte.

Die Pegnitzische Schäfergesellschaft, welche zu Nürnberg 1644 von Harsdörffer und Klai gestiftet worden ist, und, wenigstens dem Namen nach, noch jetzt fortdauert. — Im Jahre 1794 feierte sie noch ihr 150jähriges Alter.

Über diese Gesellschaften sind noch nachzulesen: Schottelius von der deutschen Hauptsprache, Neumarks Neusprossender Palmbaum, Philipps v. Zesen hochdeutsches helikonisches Rosenthal, Geißlers historische Nachricht von der fruchtbringenden Gesellschaft, Neumeisters Dissertation, und Neukirchs Anfangsgründe zur reinen deutschen Poesie jetziger Zeit. Die ausführlichsten Nachrichten haben wir über den Orden der Pegnitzschäfer. Er ist nicht allein von Amarantes in einem sehr weitläufigen Werke (welches außer der Vorrede und dem vollständigen Register 950 Seiten enthält) behandelt worden, sondern wir finden auch in Siegmund v. Birkens Rede- Bind- und Dichtkunst, (Nürnberg, 1679) in der Pegnesis, und in der Dissertation von Omeis: de claris quibusdam in orbe literato Noribergensibus (1708) manche Notizen, die für das Studium der Geschichte der deutschen Cultur von erheblichem Nutzen sind.

§. 92.

Der Zweck, den fast alle diese Gesellschaften

theilten, war kein anderer, als der sehr löbliche, mit gemeinschaftlichen Kräften die deutsche Sprache auszubilden, und der Poesie selbst gemeinschaftlich zu huldigen. Die Eintracht welche unter allen den an Stand, Vermögen und Talent so sehr verschiedenen Mitgliedern herrschte, ist allerdings ein erfreulicher Anblick, und da man gewohnt war, einer an des andern poetischen Versuchen sich freundschaftlich zu ergötzen, so mußte selbst die Idee der Polemik entfernt bleiben. Sollte auch der Erfolg, den diese Gesellschaften hatten, der Summe von Kraft nicht gemäß sein, die wir hier aufgewandt sehen, indem jene gänzliche Ungleichartigkeit der Mitglieder eine dynamische Vereinigung dieser Kräfte verhindern mußte, so ist doch wenigstens die Rühmlichkeit des Strebens anzuerkennen, dessen Ziel dadurch nach und nach in immer größerer Klarheit erscheinen mußte.

V.

Die Hoffmannswaldau-Lohenstein'sche Periode.

§. 93.

Wenn ein neuerer deutscher Dichter sagt, daß der dreißigjährige Krieg die letzte wahrhaft deutsche Zeit bezeichne, so ist dieser Ausspruch nicht etwa als das Resultat einer momentanen vielleicht zu trüben Aufwallung zu betrachten, sondern wir finden leider in der Geschichte der Deutschen selbst nur zu viele, und zu bedeutende Umstände, die für die Richtigkeit jenes strengen Wortes sprechen dürften. Nach einem Kriege, wie ihn Europa vielleicht noch nie gesehen hatte, nach einem Streite, in dem Deutschland noch einmal seine ganze Kraft aufgeboten hatte, um sich noch einmal in seiner alten Glorie zu zeigen, nach ihm folgt ein Frieden, der gleichsam die bitterste Parodie zu jenem Kampfe, und eine demüthige Ergebung die den schreiendsten Contrast zu jenem Aufgebot von Stärke bildet. Nicht Deutsche waren es, die den Westphälischen Frieden schlossen, Ausländer waren die Gebietenden, und unter ihnen hatten die Franzosen die Stimme der Entscheidung. Sie, die

sich nur in den letzten weniger bedeutenden Jahren des Streits in den Kampf gemischt hatten, sie schrieben jetzt Gesetze vor, und Ferdinand III., der Deutschland an den selbstgeschlagenen Wunden sich verbluten sah, er mußte gewähren, was in den glücklicheren und kräftigeren Zeiten der Vergangenheit kein Deutscher würde zugestanden haben. Seit jenen Friedensschlüssen zu Münster und Osnabrück, zeigte sich denn nun auch von Seiten Frankreichs eine so ungezähmte Willkühr, eine so übermüthige Superioritätsanmaßung gegen Deutschland, daß es in der That für den wärmeren Vaterlandsfreund eine schmerzhafte Empfindung erregen muß, die Geschichte jener Zeiten zu betrachten.

§. 94.

Im Jahre 1657 starb Ferdinand III., und der ihm im nächsten Jahre folgte, Leopold I., ein gutmüthiger aber schwacher Regent, war leider keineswegs dazu ausgerüstet, sich dem eindringenden Strome von feindseliger Willkühr und Frechheit auf der einen und der schmählichen Undeutschheit und Ergebung auf der andern Seite, mit gehöriger Kraft zu widersetzen. Seine ganze sieben und vierzigjährige Regierung (vom Jahre 1658 — 1705) bezeichnete eine einzige fortgehende Kette von Unglücksfällen für das deutsche Reich. Nicht genug, daß die einheimischen und Ungarischen Händel die Kraft der Deutschen auf eine ziemlich unwürdige Art in Anspruch nahmen, so begann auch jener unglückliche

Krieg, mit Frankreich, der sich von Seiten Deutschlands fast nur nach verlorenen Schlachten berechnen läßt. *) Der Nimwegische Frieden war eines solchen Krieges vollkommen würdig, und das Reunionssystem Ludwigs XIV. vollendete eben so wol seinen Übermuth, als die schmachvolle Unterwerfung der Deutschen. Während die Pfalz und die gesammten Rheingegenden mit unglaublicher Grausamkeit verwüstet wurden, waren die Türken schon längst in das Herz von Oestreich eingedrungen, und Franzosen waren es, die sie die Kriegskunst gegen Deutsche gelehrt hatten. Aber in diesem wilden Gedräng von Widerwärtigkeiten, besannen sich die Deutschen noch einmal auf ihre vorige Würde, und so geschah es denn, daß in dem Frieden zu Ryswick (1697) wenigstens einige der bedeutendsten Trümmer, die man schon verloren glauben mußte, gerettet wurden. Von Leopold selbst läßt sich in der That nicht viel mehr sagen, als daß er während alles dieses vorging, nach einander drei Frauen heirathete, und der Gemüthsergötzlichkeit wegen die Flöte spielte, wozu er allerdings Geschicklichkeit gehabt haben soll. Von

---

*) Er fing im Jahre 1672 an, und dauerte bis 1680. In dem einzigen Jahre 1674 wurden die Deutschen in fünf Treffen, bei Sinsheim, Ladenburg, Mühlhausen, Ensisheim und Türkheim von Türenne geschlagen, und nur mit aller Anstrengung machte Montecuculi im folgenden Jahre einen Theil dieses Unglücks wieder gut.

dem Unglück seines Landes hatte er wol schwerlich eine deutliche Vorstellung, besonders da man sich sehr bemühete, ihn in seinen behaglicheren Träumen zu lassen, und es an deutschen Schriftstellern nicht fehlte, die weitläufige Lobschriften auf ihn verfertigten, in denen er mit Karl und Otto dem Großen verglichen wurde.

§. 95.

Während nun Deutschland nach und nach zu seiner politischen Unbedeutenheit herabsank, verlor auch unsre vaterländische Poesie an ihrem innern Gehalt. Während Frankreich angefangen hatte, das Zeitalter zu feiern, welches man nachher, fast sollte man glauben: aus satirischer Laune, das goldene genannt hat, während des feierte der anspruchlose Deutsche die herrliche Opitzisch-Flemmingische Zeit, die wir so eben kennen gelernt haben, und die allerdings bedeutend, still und tiefsinnig genug ist, um eines metallischen Beinamens entbehren zu können. Jetzt aber genügte dem Deutschen nicht mehr jene stille Anspruchlosigkeit und einfache Größe, und der erste Schritt aus jener milden Beschränkung erzeugte gar bald einen Hochmuth, der keine klare Ansicht mehr gestattete. Man überbot die Kraft, statt sie mit Besonnenheit zu läutern, man höhnte die Vorgänger, statt sie zu feiern wo sie die Feier verdienen und ihre Fehler zu vermeiden, man verschmähete die Einfachheit als blöde Einfalt, und man versuchte es gleichsam die Schönheit selbst noch zu

potenziren, sie, deren eigentliches Wesen man nicht kannte.

§. 96.

Der erste, den wir auf diesem Wege wandeln sehen, ist

Christian Hoffmann v. Hoffmannswaldau, geb. zu Breslau 1618, gest. daselbst 1679, am 18. April. Wenn es auch allerdings zu hart scheinen muß, daß man sich diesen Mann gewöhnlich als die Schmach und das Unheil der deutschen Literatur zu denken pflegt, so darf man ihm doch sogleich mit Fug und Recht den Vorwurf machen, daß in der That nur sehr wenig Spuren von jener wackeren Deutschheit und Innigkeit bei ihm zu finden seien, durch die wir uns bei manchem der früheren Dichter so sehr angezogen fühlen. Sein Streben ist fast allein auf den Witz gerichtet, aber es erscheint in dieser Absicht zu wenig Freiheit und Kraft des Gemüths, als daß man den Hoffmannswaldauischen Witz schätzen dürfte. Es ist nur der Witz eines einseitig analysirenden Verstandes, der nicht zur Reife gekommen, und einer Phantasie, die durch ihre Laxität den Leser von reinerem Gefühl nicht selten empören muß. Freilich trägt seine bessere Natur zuweilen noch den Sieg davon, und in solchen Augenblicken scheint er sich selbst vor seinen schlaffen Gesinnungen zu schämen, und er stimmt Bußlieder an, die, wenigstens von dieser Seite betrachtet, etwas Anziehendes haben können. Da findet er denn we-

nig Freude mehr an der gemeineren Weltlust, der falsche Prunk und Schimmer ist ihm zuwider, und der Gedanke des Todes ergreift ihn nicht selten mit einer so schauderhaften Gewalt, daß man wohl sieht, wie wenig Erfreuliches ihm seine Phantasie über diesen Gegenstand zu sagen wußte. Auch bleibt es nur bei dem Bereuenwollen, und jene unglückselige Halbwollust, die er besonders in einigen seiner Heldenbriefe an den Tag legt, *) scheint leider niemals ganz und gar von ihm gewichen zu sein. Ohne diese innere Weichlichkeit, die ihn niemals etwas Festes ergreifen ließ, hätte er bei seinen bedeutenden Anlagen und Kenntnissen etwas sehr Vorzügliches leisten können.

§. 97.

Man hat diesen Schriftsteller eines Theils dadurch anklagen, eines Theils dadurch entschuldigen wollen, daß man seiner bekannten Vorliebe für die Italienische Poesie der damaligen Zeit erwähnte, so daß er, bei solchen Vorbildern, nicht wohl habe anders werden können. Diese Meinung ist indeß durch-

---

*) Dies ist besonders der Fall in dem Briefe Abällards an Heloisen, und Adelindens an Holdenreich. (S. Ch. v. Hoffmannswaldau's sinnreiche Heldenbriefe rc. 1680, S. 133 — 62.) Er war der Erste, der diesen üppig frivolen Ton anstimmte, in welchem er indeß gar bald viele Nachahmer, ja sogar Übertreffer gefunden hat, bis zuletzt auch der nothwendig erfolgende Ekel dem ganzen Unwesen ein Ende machen mußte.

aus unstatthaft und zeigt nur zu sehr von dem raschen Leichtsinn, mit dem man in unsrer Literaturgeschichte die Urtheile oft auf das Gerathewohl hingeworfen hat. Hoffmannswaldau's Lieblinge in der Italienischen Literatur waren Guarini und Marino. Dem erstern, bekanntlich einem der herrlichsten Dichter, deren sich Italien jemals zu erfreuen gehabt hat, hing seine bessere Natur an; zu dem letztern, einem Autor von leichtem Talent und Witz, Frivolität und Verworrenheit, fühlte er sich in den laxeren Stimmungen hingezogen. Aber er hat, wie sich das von selbst begreift, weder den einen noch den andern erreicht, ja, man darf sagen, daß er sie nicht einmal nachzuahmen wagte. Außer daß er Guarini's pastor fido übersetzte, *) finden wir auch nicht einen Anklang aus dessen Werken in den seinigen, die ihn, eben ihrer Verworrenheit wegen, nicht aufnehmen konnten. Bei einer näheren Ansicht finden wir auch, um Hoffmannswaldau Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, daß seine Neigung für jene Schriftsteller wirklich eine freie Liebe war, und daß sein Studium derselben sich keinesweges auf Nachahmungssucht bezog.

---

*) Diese Übersetzung ist sehr weitschweifig, und in der That fast langweilig zu lesen. Von dem Zauber des Originals ist beinahe jegliche Spur verwischt, so daß man die deutsche Schrift für ein Original halten dürfte. Indessen galt diese Übersetzung für ein sehr gelungenes Werk, und Lohenstein fügte ihr noch den »vorredenden Alpheus« bei, den sein Freund vergessen hatte.

§. 98.

Seine Zeitgenossen haben ihn sehr bewundert, ja man könnte sagen, vergöttert, daß es schwer wird, einen so höchst seltsamen und unheilbaren Irrthum zu begreifen. Selbst Opitz soll ihn als Knaben schon besonders ausgezeichnet haben, und Andreas Gryph, dessen frommen Sinne eine so frivole Natur durchaus zuwider hätte sein müssen, gesteht dennoch, daß er lauter Wunder spreche. Das Höchste im Ruhmreden aber erreichte Lohenstein in dem Leichensermon, den er seinem Freunde hielt, worin er ihn den großen Pan nennt, und seinem Loben durchaus kein Ende setzen kann. *) Es giebt wenige schmückende Beiwörter, die sich dem Redner nicht hätten borgen müssen, so daß fast ein Epitheton ornans auf dem andern ruht, und den abgeschiedenen Dichter zu erdrücken droht. Gegen das Ende wird Hoffmannswaldau gar noch eine fromme Seele genannt, und nicht ohne besondere Zierlichkeit beigefügt, »er habe die Spitze seines Herzens, wider den gemeinen Stand, wie die Zedernblätter auf dem Berge Libanon, jederzeit durch Andacht gegen den Himmel gekehrt.« Christian Gryph, der unbedeutende Sohn eines sehr bedeutenden Vaters, erkennt ihm in seinem »bethränten Breslau« den Preis zu:

*) Diese Leichenrede, welche 46 Seiten lang ist, findet sich in der angeführten Ausgabe der Hoffmannswaldauischen Gedichte vom Jahre 1680.

über Guarini, Loredano, Marino und Opitz. Nicht weniger beeifert sich Heinrich Mühlpfort, den Ruhm des Verstorbenen zu verkünden, der in einem weitläufigen Gedichte pater patriae, sanctissimus iustitiae custos, vindex legum, ingenii dictator, arbiter aevi u. s. w. genannt wird. Bei Hoffmannswaldau's Tode, so erzählt Mühlpfort, haben die Najaden und Dryaden in Thränen geschwommen, und sich, fast wie die Troerinnen in dem Senecaischen Trauerspiel, die Brust zerschlagen, Apollo selbst verlor die Tramontane, er warf die Cither weg, und wollte nicht ferner dem verwaisten Pindus vorstehen. Es wird nicht erwähnt, ob man den Klagenden am Ende noch wieder zufrieden gesprochen habe. Auf diese Weise wurde damals größtentheils die ästhetische Kritik gehandhabt, man scheute sich vor der Berührung wunder Stellen, und das ganze Wesen lief auf nichts weiter hinaus, als auf Verhätschelung, ein Wort, das sich hier nicht umgehen läßt, da es die Sache allein bezeichnet.

§. 99.

Außer den bereits erwähnten Heldenbriefen, und der Übersetzung von Guarini's Treuem Schäfer, finden wir in der Sammlung seiner Werke noch: Vermischte Gedichte, größtentheils geistliche Gesänge und Bußlieder enthaltend, ferner Hochzeitgedichte, Begräbnißgedichte und poetische Grabschriften. Überall finden sich hier die bereits erwähnten Fehler, überall aber auch zeigt sich das, was man bei ihm aner-

kennen muß, als Vorzug, ein leichtes Talent der Darstellung und Gewandtheit der Sprache. Seine poetischen Grabschriften sind zum Theil sehr schlecht und schmutzig, zum Theil mittelmäßig, zum Theil sehr gelungen *). Hätte er mit weniger Flüchtigkeit gearbeitet, und sich mehr dem tiefern Ernst hingeben wollen, den er zuweilen wirklich ergreifen kann, so würde er, besonders in der letztern Gattung, etwas Bedeutendes haben leisten können **). Seine Bildung war ja ohnehin nur eine epigrammatische, für den Moment allein berechnet; doch steht er allerdings in dem, was er wirklich darin geleistet hat, dem bekannten Friedrich Freiherrn von Logau nach, der ihn sowol an Reichthum der Gedanken und Wendungen, als auch an fröhlichem Witz und humoristischer Laune, wenn gleich nicht an Gelehrsamkeit übertrifft ***).

---

*) Einige der bessern habe ich in der Luna für 1805 (S. 255 — 58) mitgetheilt. Vgl. ferner über ihn S. 347 ff. ebendaselbst.

**) Mehrere andere Gedichte von ihm erschienen in der größtentheils von Neukirch edirten Anthologie: Herrn v. Hoffmannswaldau und anderer Deutschen Gedichte, 7 Theile, 1695 u. f. Der letzte Theil erschien erst 1727.

***) Logau wurde 1604 geboren, und war, nach Neumarks neusprossendem Palmbaum, Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft unter dem Namen des Verkleinernden. Er starb im Jahr 1655. Streng genommen durfte er in der vorigen Periode keine Stelle

§. 100.

Daniel Caspar von Lohenstein, geboren 1635 am 26. Januar zu Nimptsch in Schlesien, gestorben zu Breslau 1683 am 27 April. Den Nachrichten zufolge, welche in der neuesten Ausgabe seiner Werke vom Jahre 1733 gegeben werden, entwickelte sich sein Dichtertalent so früh, daß er bereits in seinem funfzehnten Jahre drei Trauerspiele: Ibrahim, Agrippina und Epicharis verfertigte, wovon besonders das zweite als ein Muster von greller Zeichnung männlicher und weiblicher Verworfenheit merkwürdig ist. Man könnte zweifeln, ob die Idee zu manchen der revoltirendsten Scenen dieser Tragödie in dem Kopfe eines funfzehnjährigen Knaben Raum finden mochte. Doch dieser Dichter giebt uns überhaupt eine so höchst seltsame Erscheinung, daß wir ihn keineswegs nach dem gewöhnlichen Maaßstabe messen dürfen. In Hinsicht des Talents sowol

---

finden, da er wegen seiner ausschließenden Reflexions- oder, wenn man lieber will, pittoresken Poesie, sich als entschiedenen Gegensatz von Opitz und Flemming gezeigt, deren durchaus musikalischer und plastischer Sinn jene Periode gebildet hat. Logau steht durchaus allein. Sein epigrammatisches Talent ist von Lessing in der Vorrede zu der von ihm veranstalteten Ausgabe (1759) sehr treffend gewürdigt worden. — Die Ausgabe vom Jahre 1702 ist ein Muster schlechter Excerpirung, und der wackere Logau mußte hier neben den verworfensten und schmutzigsten Epigrammatisten stehen.

als selbst der Gelehrsamkeit, steht er offenbar bei weitem höher als Hoffmannswaldau, ob er gleich sich diesem beinahe unterzuordnen scheint. Es ist ihm ein ungleich besserer Ernst um die Sache, er kannte und ehrte den hohen Beruf des Dichters, wenn er gleich nur in stetem Streben nach der Poesie begriffen war, und es ist ihm ein rasches Fortschreiten und ein eiserner Fleiß, dem selbst die kleinsten Details nicht geringfügig erscheinen, mit allem Rechte zuzugestehen. Seine Phantasie ist reicher, blühender, farbiger, als die seines Freundes, und in manchen seiner kleinern Gedichte, wo seine immense Gelehrsamkeit zum Glücke nicht erscheinen darf, bricht zuweilen die Flamme der Poesie mit zauberischer Gewalt hindurch. So darf man es ihm besonders nachsagen, daß er den süßen Duft und die zarten Farben der Blumen besser verstanden und in tiefsinniger Allegorie höher zu beziehen gewußt habe, als mancher neuere Dichter, der in seinen Gedichten schon ein Übriges gethan zu haben glaubt, wenn er nur gleichsam eine Mappe mit getrockneten poetischen Blumenstengeln und Blättern vor uns aufrollt, wobei die Species nach dem Linné angegeben, aber mit wehmüthiger gebildeten Namen vertauscht werden. Tiefer blickte Lohenstein, wie man sich davon insonderheit durch seine Gedichte: „Das von der Sonne gesungene Lob der Rose" *), und „Rosenliebe" überzeugen kann.

---

*) Befindet sich auch im neunten Buche des Arminius.

§. 101.

Lohensteins mehr verrufener als erkannter poetischer Styl ist am meisten aus seinen Trauerspielen zu abstrahiren, deren er folgende hinterlassen hat: 1) Sophonisbe; 2) Cleopatra; 3) Agrippine; 4) Epicharis; 5) Ibrahim Sultan. — Lohenstein war belesen genug in den Alten, um alle die Stellen, in denen sie würdige Einfachheit und Keuschheit des Styls anpreisen, zu kennen und gewiß auch zu achten, aber es war ihm, gleich dem L. A. Seneca unmöglich, von seiner überladenen Schreibart abzulassen. Man kann sich dieselbe in ihren mannigfaltigen Unarten nicht klarer denken, als wenn man sie sich als entschieden sündigend gegen die drei bekannten kritischen Stellen beim Cicero, Gellius und Quinctilian vorstellt: Qui nihil tranquille, nihil leniter, nihil definite, distincte potest dicere, is, cum non praeparatis auribus inflammare rem coepit, furere apud sanos et quasi inter sobrios bacchari tremulentus videtur. Cic. — Unum quodque genus cum ornatur caste pudiceque, fit illustrius, cum fucatur et praelinitur, fit praestigiosum. Gellius VIII, 11. — Nec effeminatam levitatem nec fuco eminentem colorem amet, sanguine et viribus niteat. Quinct. VIII, 3. — Entweder also schweift er umher, und verirrt sich in blumenreichen Gleichnissen, undeutlichen Metaphern, und verwischten Bildern, oder er schwellt seinen Styl gleichsam auf, und über-

ladet ihn mit zusammengequälten Antithesen und wilden Epigrammen, oder er wird durchaus sophistisch, weichlich und zerfließend. Die sogenannten Schlag-auf Schlagreden gehen oft durch mehrere eng gedruckte Seiten hin, die Personen werfen sie sich gleichsam zu, und es ist dafür gesorgt, daß der eine immer ein Wort aussprechen muß, das der andere umkehren und wie einen Pfeil wieder zuschicken könne, (peloter les bonmots et les renvoyer, pour voir à qui resteroit le dernier. le Grand). So sind denn also die Trauerspiele dieses Dichters einzig in ihrer Art, einzig durch ihre Schwerfälligkeit, einzig durch ihren weitläufigen Umfang, in welchem die vollendete Unförmlichkeit wieder als Form zu erscheinen strebt, einzig durch die imponirende Keckheit, selbst solche Szenen mimisch darstellen zu wollen, die schon nur leise angedeutet eine so pikante Grellheit haben, daß man sich gern früher davon abwendet (z. B. Agrippina, Akt I. Sc. I. und III. 2.), mit einem Worte einzig durch den völlig consequenten Irrthum, aus dem sie hervorgingen. Doch eben wegen dieser Consequenz sind sie einer genauen Ansicht werth — denn nur der halbe, unkräftige Irrthum ist verächtlich, nicht der vollendete, durch das Übermaaß von Kraft erzeugte — und ich möchte deshalb diese Tragödien nicht unbedeutende Studien nennen. Es ist in ihnen allen ein bestimmter Charakter sichtbar, der sich durch ein nicht selten siegreiches Ringen mit Stoff und Sprache gel-

tend macht; bei aller ihrer äußerlich aus einander fahrenden Zerstreutheit, haben sie doch ein innerlich Verbindendes, und beurkunden eine gewisse Gattung von Talent, die schon deshalb etwas Anziehendes haben muß, da sie Lohenstein wirklich mit ins Grab genommen zu haben scheint *). Viele Dichter nach ihm haben versucht, ihn nachzuahmen und zu überbieten, aber Keinem ist es gelungen.

§. 102.

Alle diese literarischen Arbeiten, deren bisher Erwähnung geschah, scheint Lohenstein selbst nur als Vorbereitung zu seinem größeren Werke: Arminius angesehen zu haben **), und in der That wir ha-

*) Man findet in der Luna f. 1805 einige Scenen aus dem Trauerspiele Cleopatra mitgetheilt, die den Styl des Dichters charakterisiren (S. 353), so wie (S. 259) ein Sonnett, welches beweisen möge, wie viel er in dieser Gattung habe leisten können, wenn er sich nur in dieser freundlichen Begränzung mehr gefallen hätte. — Bei dieser Gelegenheit möge hier auch noch die Frage aufgeworfen werden: Ist keines der Lohensteinschen Trauerspiele jemals auf einer öffentlichen Bühne aufgeführt worden? Die meisten Compendien und älteren Theaterchroniken schweigen davon, und der Verf. einer sogenannten Geschichte der deutschen Poesie im ersten Bande der Nachträge zu Sulzers Theorie, behauptet (S. 253) geradezu, es sei niemals geschehen. Er führt aber keinen Gewährsmann für seine Meinung an.

**) Dieses Buch, das in Hinsicht des Umfangs vielleicht alle Romane übertrifft, die jemals erschienen sind, erschien nicht mehr bei Lohensteins Leben, sondern wurde

ben in diesem Werke alles erhalten, was er zu leisten fähig war, alle seine Tugenden, alle seine Unarten.

»Lohensteins Arminius," sagt Breitinger, »gleicht einer kostbaren Mahlzeit, wo der reiche Wirth keine Kosten gespart hat; wo alles, was Garten, Heerde, Wald und Meer Leckerhaftes und Niedliches geben können, in vollem Maaße aufgetischt ist, wozu die entferntesten Theile der Welt ihre theuersten Seltenheiten geliefert haben. Aber bei alle diesem Überflusse sind die Speisen so übel zubereitet, die Gerichte so ungereimt gemischt, endlich die Brühe so versalzen und die Würze so übermäßig verschwendet, daß die Gäste, bei überladner Tafel, vor lauter Ekel hungern." — Dieses Urtheil, welches man ehedem als recht tiefsinnig bewundert hat, und vielleicht nicht so viel Minuten zu erfinden kostete, als der Arminius Jahre, beweist nur zu deutlich, wie leicht es zu Breitingers Zeit war, sich mit demjenigen zu befassen, was man damals Kritik nannte.

Lohensteins Streben bei diesem Werke war ge-

---

erst 6 Jahre nach seinem Tode von dem Bruder des Dichters J. L. v. L., der auch die letzten Abschnitte verfaßt hat, herausgegeben. Der vollständige Titel lautet: »Großmüthiger Feldherr Arminius, oder Herman nebst seiner durchleuchtigen Thußnelda, in einer sinnreichen Staats- Liebes- und Heldengeschichte." Leipzig 1689, in zwei Theilen. Die neueste Ausgabe ist vom Jahr 1731 in vier Bänden.

wiß ein sehr löbliches und künstlerisches Bestreben. Angefeuert von ächter Liebe zum Vaterlande floh seine Phantasie in die entfernteren Zeiten zurück, wo sie einen freieren Spielraum fand, als in der beschränkenden Gegenwart. Er wählte Herrmann, den viel gefeierten, zu dessen Schilderung ihn vielleicht die Lektüre des großen, herrlichen Tacitus begeisterte, und nun sollte hier eine Dichtung hervorgehen, die er mit allem ausstattete, was sein Geist zu geben vermochte, eine Minerva, die schon vollkommen gerüstet, und mit aller Pracht der Götterherrlichkeit angethan, hervortreten sollte. Aber das große Unternehmen gelang nicht in seiner Lauterkeit, denn er gab zu viel, er färbte, wenn ich so sagen darf, die Farben selbst noch an, und betonte den Ton; doch möge ihm das so oft mißbrauchte: In magnis et voluisse sat est zu Statten kommen, und kein hochfahrender Leichtsinn den großen Aufwand von Fleiß und Künstlichkeit schmähen, den wir hier anerkennen müssen *).

§. 103.

Lohenstein mißverstand sein Talent, ja man darf sagen, daß er zuweilen, in dem seltsamsten Irrthum über sich selbst, gegen dasselbe einstürmte, gleichsam

---

*) Den würdigen Ernst mancher einzelnen Stelle in diesem Werke, erkannten auch die für ihre Zeit sehr wohlthätigen Literaturbriefe an, da man sonst nur gewohnt war, L. unbedingt zu tadeln.

um es selbst zu vernichten. Hätte er allein darnach gestrebt, sich zum Rhetor auszubilden; hätte sich nicht seine untergeordnete, immense Gelehrsamkeit, wie Blei an ihn gehängt, so würde er sicher etwas Meisterhaftes in dieser Gattung geleistet haben. Aber auch so wie er sich einmal gebildet, stattete er seinen Arminius mit einigen Reden aus, die, in ihrer Art, beinahe vollendet sind, und, was Würde der Gesinnung, energische Fülle und Pracht der Sprache betrifft, mit manchen der trefflichsten Orationen im Livius, Sallustius und Tacitus wetteifern dürfen *).

In der That beginnt auch mit dem genannten Werke, das für die folgenden 30 bis 40 Jahre fast ausschließliches Muster war, wie der prosaische Styl gebildet werden müsse, die zweite Periode der deutschen Beredsamkeit. Wenn wir den Charakter der ersten, so wie sie ihn von Luther lieh, als großartig, keusch und gediegen erkannt haben, so finden wir diesen pomphaft, hochfahrend und geschweift. Die Perioden schlingen sich kühn durch einander, um sich desto künstlicher zu lösen; der Styl verliert seine nothwendige Eintracht mit dem Stoff, und er wird als eine Kunst, die für sich selbst bestehet, und auf

---

*) Vgl. über Lohenstein: Historischer Schauplatz berühmter Staats- und Rechtsgelehrten, Th. I, S. 51—56. Neukirchs Vorrede zur Sammluug der sogenannten Hoffmannswaldauischen Gedichte, Observationes Halenses, T. VI. p. 84—100, endlich Andeutungen für Freunde der Poesie, Züllichau 1804. S. 80. ff.

sich selbst beruhet, getrieben. Und, wohl verstanden, giebt es denn auch allerdings eine Wissenschaft des Styls, die sich freilich nicht aus unsern gewöhnlichen Lehrbüchern erlernen läßt.

§. 104.

Wie sehr die deutschen Dichter der damaligen Zeit Lohensteins Tod betrauert, und wie übermäßig sie sein Talent und Verdienst geschätzt haben, läßt sich am besten theils durch die große Menge von Lob- und Trauergedichten *) erkennen, die durch seinen Tod veranlaßt wurden, theils auch durch das fortdauernde Streben der meisten unter ihnen, auf dem einmal von ihm betretenen Wege zu bleiben. Wirklich verhehlten es auch die folgenden Dichter keinesweges, daß sie Lohensteins Superiorität anerkannten, und sich selbst nur als seine Schüler und Nachahmer ansahen. Hier ist zu bemerken:

Johann Christoph Arnschwanger, geb. zu Nürnberg, gest. daselbst 1696. Er war das 853ste Mitglied in der fruchtbringenden Gesellschaft, wo er den Beinamen: »des Unschuldigen" führte, mit der Devise: bleibt immer rein **). Wirklich verdient er

*) S. die Einleitung zu der 1733 veranstalteten Ausgabe der Lohensteinschen Gedichte. Seine Funeralien wurden indeß fast alle durch mehr oder minder glückliche Wortspiele mit »Lohe" und »Stein" gefeiert. Auch die Trauer lieh die Form von tändelnder Künstlichkeit.

**) S. das angeführte Werk von Amarantes, S. 862.

auch diesen Namen durch manches einfache und herzlich empfundene geistliche Lied, das wir von ihm erhalten haben. Man findet sie in seinen »Evangelischen Spruch- und Gebet-Reimen," Nürnberg 1653, und in den »Liedern und Gesängen," welche ebendaselbst 1659 erschienen.

§. 105.

Erasmus Francisci, mit dem wahren Namen Finx, ist nur wegen einiger noch jetzt gesungenen geistlichen Lieder merkwürdig. Er lebte vom Jahre 1627 — 1694.

Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, geb. 1633, gest. 1714. Dieser geistreiche Fürst, der stets einen sehr rühmlichen Eifer für das Fortschreiten der deutschen Poesie zeigte, ist der Verfasser mehrerer geistlicher Lieder, welche unter dem Titel: Davids Harfenspiel, Nürnberg 1667 erschienen sind. Noch bekannter sind seine beiden Romane:

Der durchlauchtigen Syrerin Aramena Liebesgeschichte, Nürnberg 1669, in 5 Theilen *), und

Die römische Octavia, in 6 Theilen, welche zu Nürnberg 1685 — 1707 erschienen, und der Nymphengesellschaft an der Donau zugeeignet waren. Wie es scheint, wurde das Buch, schon seines merk-

---

*) Eine neue Umarbeitung dieses Werks erschien zu Berlin 1782, in zwei Theilen; doch ist die Willkühr sehr zu tadeln, mit der diese Arbeit unternommen wurde.

würdigen Ursprungs wegen, mit besonderm Beifall aufgenommen, und sicher war der Gedanke entfernt, daß man es so bald nachher bespötteln oder gar vergessen würde. So wenig es nun auch dieses Schicksal, das es mit manchen besseren ästhetischen Produktionen des siebzehnten Jahrhunderts theilt, verdienen mag, so ist doch allerdings einzugestehen, daß es kaum die Mühe belohnen würde, sich durch die sechs ungebührlich dicken Bände durchzuarbeiten, um die einzelnen bessern Parthien darin aufzufinden. Gegen diese letzteren sollte man indeß nicht ungerecht sein, und ich habe deshalb drei Gedichte aus diesem Roman in der Luna für 1804 (S. 293 — 98) mitgetheilt. Sie zeichnen sich durch Lebendigkeit und eine vielleicht ein wenig forçirte heftige Leidenschaft aus.

Noch ist hier der Umstand der Bemerkung werth, daß dieser Fürst den bekannten Siegmund von Birken, den zweiten Präsidenten des Pegnitzordens, eine Zeit lang zum Hofmeister hatte *), und daß ihm in der fruchtbringenden Gesellschaft der stolze Name des „Siegprangenden" beigelegt wurde.

---

*) Hierüber giebt Amarantes in der angeführten Schrift weitläufige Nachricht, und S. 88 ff. finden wir auch den Bestallungsbrief, den der Vater von Anton Ulrich, der Herzog August, darüber ausfertigen ließ. Die Nachricht, daß der Hofmeister des Prinzen 100 Thaler jährlich erhielt [164?], ist vielleicht für unsre Zeiten nicht ganz unmerkwürdig.

§. 106.

Heinrich Anshelm von Ziegler, geb. 1663, gest. 1697. Außer einigen unbedeutenden Heroiden, zu denen ihn vielleicht die Hoffmannswaldauischen Versuche in dieser Gattung veranlaßten, schrieb er den allbekannten Roman: »Die Asiatische Banise, oder das blutige, doch muthige Pegu,” in 2 Theilen, die erst nach seinem Tode 1721 erschienen. Die Erfindung zeigt von Gemüthlichkeit und Phantasie, aber in dem Styl ist fast das Maximum von schwülstigem Pathos geleistet. Indessen wurde das Buch mit großem Beifalle aufgenommen, wovon die wiederholten Auflagen Zeugniß geben. Diesem Schriftsteller ist zuzugesellen:

Michael Kongehl, ein Mitglied des Pegnitzordens unter dem Namen Prutenio *). Sein Roman: Sierbosia, Nürnberg 1676, würde ihm vielleicht keine Stelle unter den Dichtern des siebzehnten Jahrhunderts verschaffen, wohl aber seine frommen geistlichen Lieder, unter denen sich besonders das bekannte Gedicht: »So bleibt dennoch ein gut Gewissen das schönste Kleinod von der Welt,” und das Weihnachtslied: »So bist du nun zugegen, du Heiland aller Welt **)! sehr vortheilhaft auszeichnen. Ferner:

*) S. Amarantes S. 438 ff., wo aber weder sein Geburts- noch Todesjahr angegeben worden ist.

**) Dieser treffliche Gesang ist in dem angeführten Werke

August Bohse, geb. zu Halle 1661, starb etwa im dritten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts. Er war einer der fleißigsten Polygraphen seiner Zeit, und vielleicht der Erste in Deutschland, der die Schriftstellerei als Mittel zum Broderwerb gebrauchte. Unter seinen Romanen, von denen Koch ein und zwanzig verzeichnet hat (s. dessen Compendium Th. II. S. 251 — 53), bemerken wir hier nur folgende:

Der getreuen Bellamira wohl belohnte Liebesprobe, oder die triumphirende Beständigkeit, Leipzig 1692;

Der Liebes-Irrgarten, in welchem hoher Personen unterschiedene Liebesgeschichten vorgetragen werden, 1724;

Schauplatz der unglückselig Verliebten unter der Regierung Karls VIII. von Frankreich, Leipzig 1697.

Dieser fleißige Autor schrieb übrigens unter dem Namen: Talander, und Lohenstein und Anton Ulrich scheinen seine Muster gewesen zu sein.

§. 107.

Samuel Greifenson von Hirschfeld, dessen Geburtsjahr nicht bekannt ist, starb bereits im siebten Decennium des siebzehnten Jahrhunderts. Auch er darf nicht zur Opitzisch-Flemmingischen Periode

---

S. 442 ff. abgedruckt worden. Vgl. ferner über ihn: Wetzels Liederdichter, Th. II. S. 50; die betrübte Pegnesis, S. 357; Neumeisters Dissertation, S. 41 und 62, und Omeisens Anleitung zur deutschen Reim- und Dichtkunst, S. 55.

gerechnet werden, da sein literarisches Streben eine der Absicht jener Männer durchaus entgegen gesetzte Richtung nimmt. Er ist Verfasser des bekannten Romans: »Der abentheuerliche Simplicissimus, das ist die Beschreibung des Lebens eines seltsamen Vaganten, genannt Melchior Sternfels von Fuchshaim, wo und welcher Gestalt er nämlich in diese Welt gekommen, was er darinnen gesehen, gelernt und erfahren und ausgestanden, auch warum er solche wieder freiwillig quittirt. Überaus nützlich, und männiglich nützlich zu lesen." Mümpelgard 1669. Über diesen merkwürdigen, unverdient vergessenen Roman, giebt Koch in seinem Compendium (Th. II. S. 255 — 60) ausführliche und interessante Nachricht.

Andreas Heinrich Buchholz, geb. 1607, starb 1671. Auch von ihm gilt die Bemerkung, die bei dem vorigen Schriftsteller zu machen war, denn nicht die Zeit allein, sondern die totale Richtung des Geistes sollte bei der Ordnung der Schriftstellernamen das Meiste entscheiden. Außer einigen geistlichen Gedichten, welche zu Braunschweig 1651 erschienen, schrieb er den bekannten Roman: »Des christlichen teutschen Großfürsten Herkules und der böhmischen königlichen Fräulein Valiska Wundergeschichte in sechs Büchern," Braunschweig 1659. Schon die äußere aufgetriebene Gestalt könnte von der Lektüre dieses Romans abschrecken, noch mehr aber dessen innere wüste Unförmlichkeit. Auch ist hier der Styl fast noch geschmackloser als selbst in der Asiatischen Ba-

nise. Das Urtheil, welches Vavassor von dem Oetäischen Herkules des Seneca fällt: Cuius auctor si tam corruptus est et vitiosus elocutione, quam rebus et sententiis turgidus et inflatus, nihil est, quod illum audire magnopere velimus, gilt noch mit ungleich stärkerem Rechte von diesem Heldenromane (der den Leser, welcher ihn ganz zu Ende bringt, selbst zum Helden macht); so wie von dem »Herculiscus und der Herculadisca" (1713) desselben Verfassers, der indeß zu seiner Zeit nicht wenig Beifall gefunden hat.

§. 108.

Christian Gryph, geboren 1649, gestorben 1706. Als der Sohn eines berühmten Dichters glaubte er schon ein Übriges thun und sich gleichfalls der Poesie widmen zu müssen, die ihm indeß keineswegs hold gewesen ist. Er selbst scheint das nur zu tief gefühlt zu haben, und beklagt sich, daß man ihm so oft zumuthe, Gelegenheitsgedichte zu verfertigen, da ihm doch die Musen so ungünstig seien, und es ihm so schwer werde, seine Gedanken in Verse zu bringen. Außer einigen leidlichen Epigrammen, giebt es auch nur ein einziges Gedicht von ihm, das sich durch den Ausdruck herzlicher Empfindung und ergebener Frömmigkeit auszeichnete. Es ist das auf die Leiden seiner Schwester Rosa, bei denen er, ihrer Seltsamkeit und Langwierigkeit wegen, irgend ein trauriges Wunder ahndete. Seine übrigen Gedichte sind in der That nur als fruchtlose

Bemü=

Bemühungen, als das Resultat eines durchaus mißverstandenen Strebens anzusehen. Sonst scheint er ein sehr bescheidner Mann und ein großer Verehrer von Lohenstein und Hoffmannswaldau gewesen zu sein, denen er sich tief unterordnete, wie aus seinen auf dieselben verfaßten Ehrengedichten zu erkennen ist. Seine Gedichte erschienen unter dem Titel: Poetische Wälder, in zwei Theilen, Frankfurt und Leipzig 1707 und 1717.

§. 109.

Georg Daniel Morhof, geb. 1639, gestorben 1691 zu Lübeck *). Über sein Leben enthält die Einleitung zum Polyhistor (Lübeck 1714) die ausführlichsten Nachrichten, so wie er denn überhaupt selbst recht sehr lebhaft dafür sorgte, daß kein Zug zu seiner Biographie fehlen möchte. Seine Kenntnisse in Sprachen und Wissenschaften waren in der That bewundernswürdig, und nur die Eitelkeit, mit der er die Lobreden und Lobschriften deshalb genoß, war vielleicht noch größer. Selten ist aber auch dem literarischen Hochmuth eines Mannes so

*) Zur Wiederherstellung seiner durch unermüdetes Studiren erschöpften Gesundheit, war er nach Pyrmont gereist, aber es verschlimmerte sich nur dadurch sein körperlicher Zustand, daher das traurige Wort, welches er den Freunden zurief: Unde alii vitam, ego mortem hausi! Ibo igitur Lubecam ad socrum ocius, ut domi eius moriar. Valete o mei, nunquam enim huc redire dabitur.

sehr gefröhnt worden als dem seinigen, und Holländer, Engländer, Franzosen, Italiener (unter denen besonders der bekannte Florentiner Magliabecchi sich auszeichnete) und Deutsche beeiferten sich nicht wenig, demselben Genüge zu leisten. Ein vollständiges Verzeichniß seiner gar sehr zahlreichen Schriften liefern die Prolegomena zum Polyhistor S. 34 — 71. Es ist fast unbegreiflich, wie ein einziger Mann, dem ohnehin kein langes Leben beschieden war, so sehr viel und unter diesem Vielen denn doch auch so manches Bedeutende hat liefern können *). Das Räthsel würde leicht zu lösen sein, wenn wir in Morhof Genialität, im ächten Sinne des Worts, anträfen, die ja immer auch die höchste Fruchtbarkeit in sich hat. So aber wurde ihm nur ein ziemlich vulgärer Verstand zu Theil, den er aber sehr eifrig auszubilden bemüht war, und ein eiserner Fleiß.

Daher sind denn auch seine Teutschen Gedichte, welche 1702 zu Lübeck und Frankfurt erschienen,

---

*) Mirarer et ipse, sagt der Vorredner zum Polyhistor (S. 15), nisi stupenda et incomparabilis Morhofii diligentia ex familiari cum illo mihi innotuisset conversatione. *Totus ille*, uti biographiae, ab ipso inchoatae, continuator vere affirmat, *in literis erat et libris continuaeque lectioni sic deditus, ut ne cibum quidem caperet, vel iter faceret, quin librum simul legeret, vel evolutum penes se haberet.* Aber auch nur ein solcher Fleiß konnte eine solche Belesenheit erwerben.

nur wegen der Anstrengung und der Sorgfalt merkwürdig, die überall sichtbar ist. Es fehlt ihnen ganz an poetischem Leben und Feuer, und nur in den Epigrammen finden wir zuweilen Neuheit und Energie der Gedanken. Ungleich wichtiger ist sein:

»Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie, deren Ursprunge, Fortgange und Lehrsätzen, wobei auch von der reimenden Poeterei der Ausländer mit mehrerm gehandelt wird.” Lübeck 1700. — Dieses Werk ist nicht bloß seiner historischen Notizen wegen, sondern auch in Hinsicht mancher treffenden Bemerkungen über das Technische in der Poesie, noch jetzt der Aufmerksamkeit werth, wobei es sich freilich von selbst versteht, daß ein Mann wie Morhof, über das eigentliche Wesen der Poesie, über das, was wir das Göttliche derselben nennen dürfen, nicht werde reden können *).

---

*) Ehe wir diesen merkwürdigen Mann verlassen, möge hier erst noch eine Probe von seinem Urtheil gegeben werden, welches er über einen Schriftsteller fällte, dessen Name in neueren Zeiten wieder sehr zur Sprache gekommen ist. Man findet es im zweiten Bande des Polyhistor S. 554. f.: Exortus est Jacobus Böhme, homo plebejus, sed miri ac singularis ingenii, cujus exstant tam theologica quam philosophica, plena abstrusorum sensuumque Cabalisticorum, de quibus quid dici debeat, non liquet. Lutheranae ecclesiae membrum fuit, totiesque a theologis nostris in examen vocatus sic respondit, ut illum damnare non ausi sint. Quaecunque ab illo sunt scripta, videntur quasi per enthusiasmum scripta, nec dissimulavit ipse visiones

§. 110.

Christian Weise, geb. 1642, gest. 1708, als Schulrektor in Zittau. Wir besitzen in ihm einen talentvollen, nicht genug gekannten Schriftsteller, dem es ohne Zweifel gelungen sein würde, einige durchaus geglückte Lustspiele zu liefern, hätte ihn nicht theils sein mühseliges Amt, theils sein Hang zur Polygraphie an der Reife gehindert. Aber auch so, wie er uns seine Dramen hinterlassen hat, können wir uns an manchen gelungenen Situationen und fröhlichen Scherzen, mit denen er sie ausstattete, gar wohl erfreuen, und es ist ein sehr vorschnelles und ungerechtes Urtheil, wenn wir seinen Schauspielen nur eine historische Merkwürdigkeit einräumen *).

---

et somnia sibi divinitus, ut dicebat, oblata. Cetera vir erat pius, pacificus, nemini molestus et quotidiano suo labore victitans. Scripsit *prophetias de temporibus ultimis* ineditas, de quibus mira dixerunt, qui eas legerunt. Attingit quaestiones, tam theologicas, quam philosophicas utilissimas. Synopsin doctrinae eius recenset Henr. *Morus*, in operibus suis philosophicis, latine editis, qui damnare non audet virum hunc. Scripsit inter alia *Responsiones ad* 40 *quaestiones de anima*, quas ipsi proposuerat medicus aliquis, qui se plus ab ipso didicisse profitebatur, uno alteroque colloquio, quam longis per Orientem peregrinationibus. —

*) Ganz anders urtheilte Lessing in dem Briefwechsel mit seinem Bruder, wo besonders des Weise'schen Dramas: „Masaniello" gedacht und zum Studium bei einer neuen Bearbeitung dieses Stoffs empfohlen wird.

Man findet sie in seinen »Überflüssigen Gedanken der grünenden Jugend,“ Leipzig 1680, in dem »Zittanischen Theater“ 1683, in den »Neuen Proben von der vertrauten Redekunst,“ 1700 und in mehreren von ihm verfaßten Schriften. Die wiederholten Ausgaben derselben beweisen, daß die Zeitgenossen sein nicht unbedeutendes dramatisches Talent zu schätzen wußten.

Joh. Chr. Hallmann geb. gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, gest. 1704. Zum Lustspiel hatte er wenig Talent, glücklicher war er im Trauerspiel, obgleich auch hier seine Anlagen nicht ausgebildet wurden. In der letztern Gattung schrieb er die: »Göttliche Rache“ und »den vor Liebe sterbenden Antiochus.“ Seine Schriften erschienen unter dem Titel: »Trauer-, Freuden- und Schäferspiele,“ Breslau 1672 und sind sehr selten geworden.

§. 111.

Abraham a Sancta Clara, geboren 1642, gestorben 1709 als erster Prediger zu Wien. Auch von diesem weniger gekannten als bespöttelten Schriftsteller gelte das Wort, daß ein bedeutender und mit eiserner Consequenz durchgeführter Irrthum von weit höherem Talent zeige und für den Geschichtsforscher ungleich lehrreicher sei, als eine gewisse correkte Mittelmäßigkeit, an der nichts zu tadeln und nichts zu loben ist. Seine Beredsamkeit gefällt sich nur in dem Streben nach Effekt, und verschmähet selbst die bizarrsten Wendungen nicht, wenn dieser

erreicht werden kann. Überall ist die mit vieler Kraft und Gewandtheit verbundene Bemühung um Witz und Laune sichtbar, und in dieser Richtung scheint er sich zuletzt so zu verfestigen, daß selbst sein höchster Ernst immer nur wie ein potenzirter Spaß klingt, und ihn selbst im leidenschäftlichsten Moment der Rede, die künstlichsten antithetischen Wendungen unterbrechen und aus dem Geleise bringen. Die Liebe zum Wortspiel ist bei ihm so groß, daß er ohne Zweifel lieber eine Idee als ein solches Spielwort fahren lassen dürfte, doch muß er denn dafür auch leiden, daß die Worte zuweilen auch wol mit ihm spielen *). Unter seinen Werken zeichnen wir hier nur aus:

»Ganz neu ausgehecktes Narrennest, oder curieuse Werkstatt mancherlei Narren und Närrinnen.« Die neueste Ausgabe erschien zu Wien 1751. Hier zeigt sich seine Manier am deutlichsten, die, so seltsam verkünstelt sie auch sein mag, dennoch gar oft, doch meistens ohne Glück, ist nachgeahmt worden.

§. 112.

Joachim Rachel, geb. 1618 zu Lunden, starb 1669. Auch dieser Schriftsteller würde, wenn wir allein die Zeit, in der er lebte und schrieb, in Anschlag bringen, der vierten Periode anheim fallen,

*) Die beste, und durchaus nicht übertriebene Nachahmung seiner Manier ist die Kapuzinerpredigt in Wallensteins Lager.

doch qualefizirt ihn sein literarisches Streben für die fünfte. Rachel ist Satiriker, aber nur im ganz gewöhnlichen Sinne des Worts, durchaus subjektiv, gleichsam in die Breite hin arbeitend und ohne allen Humor. Auch er mochte vielleicht die oft wiederholte Klage vernommen haben, daß es unter den Deutschen mit der Satire nicht recht fort wolle, eine Klage, die vielleicht so kläglich geklungen, daß man Bedenken getragen haben mag, diese Klagenden selbst als einen sonst nicht übeln Vorwurf für die Satire aufzugreifen. Und so mochte sich denn auch wol Rachel entschließen dieser Dichtungsgattung aufzuhelfen, die doch in der That durch Ulrich v. Hutten, Fischart, Rollenhagen, u. s. w. bereits ein sehr glückliches Gedeihen gewonnen hatte, und daher seiner Hülfe nicht bedurfte. Wirklich sind auch die Reime dieses Autors fast ganz ungenießbar, da sie größtentheils von einer Unbeholfenheit bezeichnet werden, die selbst einige bessere Aufwallungen niederdrückt. Er schrieb folgende Satiren: 1) das poetische Frauenzimmer, oder böse Sieben. Nur der Schluß, wo er von den bösen Sieben zu der guten Achten übergeht, erhebt sich auf eine anziehende Weise, und hier versagt ihm auch die Sprache nicht, die sich sonst meistens unhold gegen ihn erweist; 2) der vortheilige Mangel, 3) die gewünschte Hausmutter, 4) die Kinderzucht, 5) vom Gebet, 6) Gut und Böse, 7) Freunde und 8) der Poet.

Der Ausgaben giebt es sehr viele, die bequem-

ste ist die vom Jahre 1686 in Sedez. Sie hat nur 108 Seiten.

§. 113.

Barthold Feind, geb. zu Hamburg 1664, gest. 1721. Dieser Schriftsteller, der, wo möglich, die Lohensteinische Art und Kunst noch zu steigern versuchte, gehört zu den seltsamsten Erscheinungen in unserer Literatur, ob er gleich nur sehr wenig gekannt ist. Bei einer nicht gemeinen Anlage zum Studium der Philosophie, und der steten Hinneigung zu einer oft sich selbst mißverstehenden Mystik, scheint sich zuletzt noch ein mit jenen Bestrebungen schwerlich zu vereinigender unglückselig verworrener Enthusiasmus für die Politik seiner bemächtigt zu haben, der, bei der Ohnmacht, in der er sich befand, seinen Träumen Realität zu geben, eine Art von Wahnsinn in ihm erzeugen mochte, von dem sich allerdings Spuren in seinen Gedichten antreffen lassen *). Die politische Richtung gewann er wahr-

*) Eines der merkwürdigsten unter denselben scheint mir das Hochzeitgedicht, welches sich in dem von Junker herausgegebenen siebten Theile der sogenannten Hoffmannswaldauischen Gedichte befindet. Er fängt an von der Erschaffung der Welt aus dem Chaos, wo er bald dem griechischen bald dem hebräischen Mythus folgt, dann fallen ihm die ersten 14 Verse aus dem Evangelium Johannis ein und er sucht sie zu erklären, dann kommen ihm Ideen aus dem Plato, Spinosa, Jordanus Bruno, Thomas a Cempis u. s. w. und erst ganz am Schlusse erinnert er sich, daß er eigentlich nur zu einer Hochzeitfeier Glück wünschen wollte.

scheinlich auf einer durch Frankreich und Italien gemachten Reise, dann trat er in Schwedische Dienste, ward aber bald darauf, man weiß nicht genau, aus welcher Ursach, seiner Freiheit beraubt, und endete sein Leben im Gefängnisse.

Seine Gedichte erschienen zu Stade 1708 in einem sehr starken Bande. Eines derselben, welches 36 Seiten enthält, und die Überschrift hat: »Die vornehmsten Weltweisen" giebt ein nicht unbedeutendes Zeugniß seines Fleißes in der Geschichte der Philosophie, indem wir hier die Darstellung jedes bedeutenden älteren und neueren philosophischen Systems finden, wobei wir nicht selten die Gewalt der Sprache anerkennen müssen, mit der dies Unternehmen ausgeführt worden ist. — Außerdem besitzen wir noch von ihm vier Opern, unter denen: »Die kleinmüthige Selbstmörderin Lucretia, oder die Staatsthorheit des Brutus," und «Die kränkende Liebe, oder Antiochus und Stratonica" die merkwürdigsten sind.

VI.

Die Periode der Undeutschheit und der irrenden Bestrebungen.

§. 114.

Dieses Zeitalter, dem, wenn wir uns nicht selbst vorsätzlich täuschen wollen, in der That kein anderes Beiwort ertheilt werden kann, als das, welches ich ihm habe geben müssen, beginnt mit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts und dauert fast funfzig Jahre fort bis zu dem ersten Auftreten Klopstocks, vor dem es allerdings gar bald schwinden mußte.

Eingeleitet wurde diese Periode durch die schlechte Polemik zwischen Postel *) und Wernike **). Dieser Letztere hatte es gewagt, während ganz Deutschland einer fast unbegränzten Bewunderung des Hoffmannswaldau und Lohenstein sich ergab, diese beiden gepriesenen Dichter einer ziemlich strengen Kritik

*) Christian Heinrich Postel, geb. 1658, gest. 1705 als Licentiat in Hamburg.

**) Über das Leben dieses mehr als billig gefeierten Epigrammatisten giebt Schmids Nekrolog und Ramler in der Vorrede zu der Auswahl von dessen Überschriften ausführliche Nachrichten.

zu unterwerfen. In seinen Anmerkungen zu den im Jahre 1697 erschienenen Überschriften, welche nicht selten gegen »die poetische Zuckerbäckerei” der neueren Schlesischen Dichter gerichtet sind, widmet er auch jenen Choragen einige weitläufige Noten, in denen er zwar beiden, insonderheit dem Lohenstein sehr bedeutendes Talent und das os magna sonaturum zuerkennt, dennoch aber Geschmacklosigkeit, und mitunter gar eine Art von poetischer Raserei vorwirft. Dieses Urtheil nun beleidigte die Lohensteinschen Schüler gar sehr, und einer der unbedingtesten Verehrer desselben, Postel, fühlte sich berufen, dem Epigrammatisten zu antworten. Er verfertigte deshalb ein Sonnett, — vielleicht mit ahndendem Geiste, daß eine spätere Zeit sich dieser Form gleichfalls mit Liebe zur Polemik bedienen werde — und verglich in demselben Werniken mit einem Hasen, der auf dem todten Löwen Lohenstein herumspringe, dem er lebend wol schwerlich zu nahen würde gewagt haben. Allerdings hatte Wernike jetzt Ursache, über diese etwas leichtsinnige Weise, mit der man ihn abfertigen wollte, zu zürnen; aber die Art mit der er sich zu rächen suchte, war leider eben so geschmacklos, als unedel. Er schrieb ein komisches Heldengedicht »Hans Sachs,” welches ausschließlich gegen Postel gerichtet ist, und indem er den trefflichen Dichter, dessen Namen er zur Überschrift gebrauchte, als das Symbol der Einfalt, darzustellen sich nicht entblödet hat, läßt er denselben Posteln zu seinem

Nachfolger erwählen und feierlich ernennen. Die Sprache dieser sehr breit gerathenen Satire ist widerlich hart und rauh, und in Hinsicht des Stoffs ist nichts verschmähet worden, um nur das Ganze so grell als möglich zu machen.

§. 115.

Es ist nicht mit Gewißheit auszumachen, ob es bei Postel sittliche Vornehmheit, oder nur Affektation von Verachtung war, wodurch er veranlaßt wurde, Wernikes Spottgedicht mit bloßem Stillschweigen zu beantworten. Aber es mischte sich ein Dritter in das Spiel, der auf Postels Seite trat, und die Rohheit jener Satire wo möglich noch zu überbieten im Stande war. Es war Hunold *), der unter dem Schriftstellernamen Menantes bekannt geworden ist, und jetzt die Polemik ins Große treiben wollte, indem er den Wernike zum Helden einer Farce **) machte, die aber nur von unächter In-

*) Christian Friedrich Hunold, geb. 1680, gest. 1721. Als ein armer literarischer Abentheurer war er nach Hamburg gekommen, wo sich Postel seiner angenommen hatte. Sein Leben ist interessant genug, um Stoff zu einer eignen Schrift zu geben, die unter dem Titel: Geheime Nachrichten und Briefe von Herrn Menantes Leben und Schriften, Cölln 1731, erschienen ist.

**) Das Stück heißt: „Der thörichte Pritschmeister oder schwärmende Poet." Cölln, bei Peter Martau dem jüngern, 1704. (In Kochs Kompendium I. S. 223, steht irrig der Druckort: Coblenz.) Die Personen dieser

dignation und fruchtlosem Haschen nach Witz zeugt. Der edle Zorn, so darf man allerdings behaupten, ist jedesmal von einem gewissen großartigen Witz begleitet, der gewöhnliche Grimm und Ärger ist convulsivisch und widerlich. Da nun endlich nicht alle Ausbrüche desselben sich dem Possenspiele einverleiben lassen wollten, so wurde es noch obendrein mit einer Menge von polemischen Anmerkungen ausgerüstet. Wernike beantwortete diese Komödie nicht, nur gegen die »satirischen Briefe" des Menantes richtete er einige Epigramme, die dem Hunold noch tief unter Postel den Platz anweisen.

§. 116.

Ehe ich diese Schriftsteller, durch welche die bisher so erfreuliche Eintracht der deutschen Dichter auf eine so widerwärtige Weise unterbrochen wurde, verlassen darf, ist erst noch von ihrem sonstigen literarischen Charakter zu reden, so wie gleichfalls ihrer andern poetischen Produktionen Erwähnung geschehen muß.

Postel schrieb mehrere Opern, die zu Hamburg

Komödie sind: Ein gelehrter Mann, der von seinen Renten lebt, ein Schulmeister, ein Erzpritschmeister, ein lustiger Bedienter, ein Pegnitzschäfer, Hans Sachsens Geist, Mirandola, in die sich der Erzpritschmeister verliebt, Amarillis, des gelehrten Manns Tochter, die er gleichfalls liebt, u. s. w. — Schon dies Rollenverzeichniß verräth einigermassen das Wesen des Stückes selbst.

nicht selten aufgeführt worden sind, und dem Geschmacke für diese Dichtungsgattung eine eigne Richtung gaben. Wernike schreibt den großen Beifall, den sie erhielten, lediglich der Musik und den trefflichen Sängerinnen zu, welche die Parthien darin übernommen hatten, und, wenn wir ihm glauben dürfen, so erfreute sich Hamburg schon damals einer Bühne, die besonders reich an musikalischen Talenten gewesen sein muß. Postels Opern sind auch in der That ein Beweis von dem ungeläuterten ästhetischen Urtheil des Verfassers: denn überall finden wir in ihnen, entweder eine höchst weichliche und übertriebene Sentimentalität, oder eine so grelle Niaiserie, die sich als Naivetät geltend zu machen sucht, daß selbst einzelne besser gelungene Stellen keineswegs dafür schadlos halten können. Wir nennen hier nur unter diesen Opern: Herkules, die listige Juno und Iphigenie in Aulis *). Auch schrieb Postel ein weitläufiges und abstruses Helden-

*) Sie ist in dem ersten Theil der Poesie der Niedersachsen abgedruckt, und von Weichmann übersehen und verändert worden. Eine ausführliche und nicht uninteressante Kritik mancher der seltsamsten Stellen dieses dem Euripides nachgebildeten musikalischen Dramas findet sich in Gottscheds Abhandlung von dem Bathos in den Opern, Leipzig 1734, S. XXVII — LX. Vielleicht hat es nie einen verworrenerern Dichter gegeben als Postel war, dennoch beurkundet selbst diese Verworrenheit eine gewisse Gattung von nicht unbedeutendem Talent, das nur nie sich läuterte.

gedicht: der große Wittekind, welches er aber nicht ganz vollendete *). (Im ähnlichen Geschmacke ist auch der Habsburgische Ottobert, ein Heldengedicht von 40,000 Versen, das einen Freiherrn Wolf von Hochberg zum Verfasser hat und 1664 erschien.)

Wernike beschränkte sich allein auf die epigrammatische Poesie, und er that wohl daran, da er lediglich für dieselbe einiges Talent besaß. Er hat zuweilen manchen körnigen und scharfsinnigen Gedanken, aber die Mühe, die es ihm gekostet, ist nur zu sichtbar, so wie denn überhaupt der unpoetische Sinn und die unmusikalische Sprache dieses Schriftstellers nicht zu verkennen sind. Bodmer, und nach

---

*) Weichmann gab dasselbe 1724 heraus, und hatte dabei den Muth, von Postel zu sagen: „Er hat den Geschmack der Alten und Neueren zu verbinden gewußt: ich erstaune über die vielfältige und wohl darin angebrachte Wissenschaft. Die Lebhaftigkeit und das Feuer, womit die verschiedenen Affekten ausgedrückt sind, rührt mich öfters auf das Empfindlichste. Den Reichthum und die Stärke der Sprache bewundere ich. Die häufig einfließenden erbaulichen Sittenlehren dienen mir zu eben so viel Wegweisern durch die Welt, kurz, ich bin versichert, daß wenn dies Werk völlig wäre ausgearbeitet worden, Deutschland weit größern Ruhm davon gehabt hätte, als Italien von seinem Tasso und Marino zugleich." — Diese Stelle ist für die Geschichte der ästhetischen Kritik bei den Deutschen um so wichtiger, da jener Lobredner als einer der scharfsinnigsten Beurtheiler fast allgemein anerkannt wurde.

ihm Ramler, haben eine neue Ausgabe seiner epigrammatischen Versuche geliefert (1749 und 1780); der letztere hat indeß nur einen Theil derselben des Aufbehaltens für werth gehalten, und auch diesen erst vorher sorgfältig gefeilt.

Hunold lieferte außer jenen bereits erwähnten satirischen Produkten noch einige Lustspiele, die unter dem Titel: Theatralische Gedichte, Hamburg 1706 erschienen. Überall finden wir bei ihm Nachlässigkeit und Geschmacklosigkeit als den Hauptcharakter, und sein unreifes Urtheil läßt ihn um des prekären Effekts willen, selbst die gemeinsten Scherze nicht verschmähen.

§. 117.

Friedrich Freiherr von Canitz, geb. zu Berlin am 27. November 1654, gest. am 11. August 1699. Er war unter dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm dem Großen Kammerjunker, und wurde von Friedrich III, (nachmaligem Könige Friedrich I.), wegen seiner Brauchbarkeit zu bedeutenden politischen Geschäften, zum Staatsrath ernannt, welchen Posten er denn auch mit vieler Geschicklichkeit und Treue verwaltete *). Daß man ihn aber auch als Dichter gerühmt hat, ist ein gar trauriger Beweis, nach

welchen

*) Vgl. seine Lebensbeschreibung von J. U. König, vor der Ausgabe der Canitzischen Gedichte vom Jahr 1727, welche zu Frankfurt und Leipzig erschien.

welchen vagen und unlauteren Grundsätzen die ästhetische Kritik gewöhnlich gehandhabt wird. Canitz zeigt in keinem seiner Gedichte auch nur eine Spur von poetischem Geiste, er ist durchweg prosaisch, und lehrt das, worüber Niemand Belehrung bedarf, mit einer Geschwätzigkeit, die unversiegbar scheint. Die innere Leere, die überall sichtbar ist, lässt sich durch keine Hülle verstecken; da er sich aber allerdings Mühe gegeben hat, sie zu verhüllen, so ist daraus jene traurig matte, glatte Länglichkeit des Styls entstanden, die in dem Zeitalter unsrer Literatur, welches scherzhafter Weise sich das goldene nannte, allerdings Bewunderer genug finden mußte. Uns darf dieser Blumenberger Freiherr, ohne Blumen, Berge, und Gemüthsfreiheit, uns muß er erscheinen als das verkündende Zeichen der bald darauf in Deutschland eintretenden Periode der so überaus seichten Irreligiosität und unklaren Aufgeklärtheit, welche nun das verdiente Schicksal erlebt hat, zum Bonmot von vorgestern geworden zu sein. — Die erste Ausgabe der Canitzischen Gedichte erschien Berlin 1760, ihr folgten bald mehrere andere, unter denen die bereits angeführte von König die beste ist, welche die von Bodmer, (Zürich 1737) sehr entbehrlich macht. Die neueste wurde im Jahr 1765 veranstaltet.

§. 118.

Johann von Besser, geb. 1654, gest. 1729. Er war ein genauer Freund von Canitz, wie aus

seiner von J. U. König verfassten Lebensbeschreibung ersehen werden kann. Auch reimte er in der That fast ganz so wie sein Freund, doch mußte er noch öfter an diese Arbeit gehen, da er als Ceremonienmeister (zu Dresden) zu manchen Gelegenheitspoesien sich verpflichtet fühlte. Unter allen seinen zahlreichen Gedichten befindet sich nur ein einziges gelungenes, als der Tod seiner Gattinn ihn beredt machte, und nur um dieser paar Verse willen verdient er genannt zu werden. *)

Benjamin Neukirch, geb. 1665, gest. 1729. Er war anfangs ein großer Verehrer von Lohenstein, den er auch fleißig nachahmte, hinterher aber wollte ihm sein eigner schwülstiger Styl nicht mehr gefallen, und während er sich des reinsten Geschmacks zu befleißigen glaubte, wurde er der platteste Reimer, dessen unlautere Denkungsart oft auf die widerwärtigste Art anspricht. Er schrieb eine Menge von Satiren und poetischen Briefen; unter den letztern befinden sich manche an Friedrich den I., den er nicht selten um Unterstützung anruft. **) Auch der ästhetischen Kritik befleißigte er sich sehr, doch leider ohne Glück, wie die weitläufige Vorrede zum ersten Theil der von ihm veranstalteten Hoffmannswaldaui-

---

*) Dies Gedicht wurde bereits von Lessing in den Literaturbriefen mit dem verdienten Lobe angeführt.

**) S. Hoffmannswaldau's und andrer Teutschen Gedichte, Th. VI. (Leipzig 1709) S. 217, 220 u. f. w.

schen Gedichtsammlung ausweisen kann. Die vollständigste Ausgabe seiner Gedichte erschien 1744.

§. 119.

J. U. v. König, geb. zu Eßlingen 1688, starb 1745 zu Dresden, ist bloß als Herausgeber der vorher genannten Werke und als der Verfasser eines höchst geschmacklosen Heldengedichts: »August im Lager« merkwürdig, das allerdings beinahe als einzig schlecht in unsrer Literatur dasteht, und deswegen genannt werden mußte.

J. C. Günther, geb. 1695 zu Striegau, starb zu Jena 1723. Wenn dieser Dichter bei dem ausgezeichneten Talent, welches ihm verliehen war, dennoch nur meistens unreife oder verfehlte Werke lieferte, so ist zur Erklärung dieses Räthsels das sich stets gleichbleibende äußere Unglück in Erwägung zu ziehen, welches ihn sein ganzes Leben hindurch verfolgte. Der unversöhnliche Zorn des Vaters, widerwärtig rohe Umgebungen, drückende Armuth, die ihn fast immer zur Gelegenheitsdichterei um Geld veranlaßte, diese Verhältnisse waren es, die seinen Geist niederhielten. *) Dazu kam noch ein natürlicher Leichtsinn, der ihn kaum den gegenwärtigen Moment bedenken ließ, und jeden Gedanken an ernst-

*) Vgl. J. C. Günthers, eines berühmten Dichters, Lebensbeschreibung, 1737, und die Vorrede zu der Sammlung seiner sämmtlichen Werke, Breslau und Leipzig 1742 in 2 Bänden.

höhere Geistesausbildung entfernt hielt. Der stete geistige Luxus, in dem er lebte, um die Bedürfnisse des Lebens zu erringen, und die wilden Ausschweifungen, denen er sich vielleicht in einer Art von Verzweiflung überließ, vollendeten seinen Ruin, so daß wir nur die Summe von Kraft berechnen können, die hier zu Grunde ging, ohne daß wir ihre wohlthätigen Früchte erkennen. Die beste Ausgabe seiner Werke, unter denen ein unvollendetes Drama sich befindet, ist bereits in der Anmerkung angegeben worden, eine spätere erschien noch im Jahr 1764 zu Breslau.

§. 120.

Heinrich Brockes, geb. 1680, gest. zu Hamburg 1747. Anstrengung und Fleiß, Gelehrsamkeit, besonders eine gründliche Kenntniß der Naturgeschichte, ist diesem Manne keinesweges abzusprechen. Nur Poesie fehlt ihm, ob er gleich das Mechanische derselben in Hinsicht der Sprachmessung und des leichten Reims sich anzueignen wußte. Sein bekanntestes Werk ist das: »Irdische Vergnügen in Gott, bestehend in physikalischen und moralischen Gedichten, mit einer gedoppelten Vorrede von Weichmann. Hamburg 1732.« Der Herausgeber, den wir schon als routinirten Lobredner kennen, bemüht sich auch in dieser Vorrede, die ungemeine Geschicklichkeit und das poetische Talent des Verfassers an den Tag zu bringen. Er nennt ihn den Elbschwan, welchem hieroglyphischen Bilde er die Beischrift giebt: In

terris coelestia cantat, so wie er denn auch dessen übrige Eigenschaften mit den drei Worten bezeichnet: Splendidus, blandus atque canorus. Überhaupt müsse man gestehen, »daß wie in Brockes' ganzem Wesen, so in allen seinen Werken, eine gewisse annehmliche Großheit herrsche, die mehr zu bewundern als zu nennen stehe.«. Es ist aber gar wenig davon zu spüren.

Das letzte und anziehendste Werk dieses Schriftstellers ist sein: »Schwanengesang, in einer Anleitung zum vergnügten und gelassenen Sterben. Hamburg 1747.« — Die meiste Sprachfähigkeit und ein nicht unbedeutendes Übersetzertalent beurkundete er aber in seiner Übertragung des »Bethlehemitischen Kindermords« von Marino, die der Sammlung seiner Werke mit beigefügt ist.

§. 121.

Christ. Ludw. Liscov, dessen Geburtsjahr nicht bekannt ist, starb 1759 zu Eulenburg im Arrest, den er sich durch persönliche Satire zugezogen hatte. Ob er gleich die Celebrität nicht verdient, die man ihm in späteren Zeiten noch zuerkannt hat, so muß man doch einräumen, daß er sich durch eine ziemlich leichte Beweglichkeit des Geistes vor manchem frühern Satiriker, z. B. vor Rachel auszeichnet. Auch fehlt es ihm nicht an einzelnen witzigen Einfällen, und parodirender Laune. Doch zur ächten Satire fehlt ihm leider gänzlich jene tiefsinnige und vollkräftige Freiheit des Geistes, die das Zeitalter kühn

und ruhig übersieht, ohne von seinem irren Getreibe berührt zu werden. Ihm ist es schon genügend, ein Paar über die Gebühr elende Autoren in ihr Nichts zurück zu weisen, und wenn gleich diese Vernichtung nicht ohne eine gewisse leidlich anziehende Behaglichkeit geschieht, so reicht denn doch zu diesem Unternehmen selbst eine gewöhnliche laue Halbkraft hin, welches Wort überhaupt das meiste literarische Streben dieses Zeitalters bezeichnet. Daß er sich sogar zuweilen zur Anpreisung und Nachahmung des welken Boileau Despreaux entschließen konnte, würde ihm vielleicht ganz den Stab brechen, wenn nicht seine bessere Natur ungeachtet aller irrigen Reflexion, dennoch oft den Sieg behielte.

Die vollständigste Ausgabe seiner Werke wurde 1739 (Frankfurt und Leipzig ohne Namen des Verfassers und Verlegers) von ihm veranstaltet, doch ist sie schon jetzt sehr selten geworden. In der 63 Seiten langen Vorrede giebt er umständliche Nachricht über die Gelegenheiten, die sich ihm zur Satire geboten, und über die jetzt ganz verschollenen Namen, die sie vernichten sollte. Die Unsterblichkeit hat er selbst nicht gesucht, sondern mit ziemlich schlechtem Witz die bekannten Verse des le Pais zum Symbolum gewählt, indem er lieber will:

Un buffet bien garni pendant cent ans de sa vie
Que mille autels après sa mort.

§. 122.

Jetzt beginnt nun auch die Epoche des Streits

zwischen der Schweizerischen und der Leipziger literarischen Sekte. Dieser Kampf wurde bereits im Jahre 1721 dadurch eingeleitet, daß einige Zürcher eine moralische Wochenschrift unternahmen, worin auch beiläufig der Kritik eine Stelle eingeräumt wurde. Man tadelte Lohenstein, Hoffmannswaldau, Amthor, Hunold u. s. w. und lobte nur Opitz, Canitz und Besser. Der erste, der sich dagegen auflehnte, war ein schlechter Reimer Hanke, und der erste, der sich jenes Urtheils annahm, ein eben so schlechter Kritiker Junker.*) Jetzt traten Bodmer und Breitinger, die Anführer der Schweizer, weiter hervor, und nachdem sie einige Zeit wider die damaligen periodischen Schriften: »Der Hamburgische Patriot«, und die »Hallischen Tadlerinnen« gefochten hatten, erhielten sie endlich an Gottsched, Schwabe und Triller ihre vorzüglichsten Gegner. Es ist fast unbegreiflich, wie die Deutschen einem solchen von beiden Seiten gleich schlecht und seicht geführten Streite, so viele Bedeutung beilegen konnten, sie, die bereits einen Luther und Hutten, gehabt hatten, und unter denen die Leibnitzische und Wolfische Philosophie schon Eingang finden konnte. Die ganze Schweizerische Kritik läuft größtentheils darauf hinaus, daß die Reime der Poesie entbehrlich seien, daß Wortspiele von einem ungeläuterten Geschmacke

*) Vgl. die Vorrede desselben zum 7. Theile der Hoffmannswaldauischen Sammlung, 1727.

zeigen sollen, daß man sich einer gewissen nüchternen Erhabenheit befleißigen und nur Opitz ehren solle. Dergleichen seichte wohlfeil zu habende Kritik wurde von manchem Deutschen nicht wenig angestaunt, und es wurde überall verkündigt, die Morgenröthe der deutschen Poesie sei eben jetzt im Anbrechen. Eben so platt, nur nicht so roh und schimpfend, wurde die Polemik dagegen auf der andern Seite von den Leipzigern getrieben, die zuletzt gar nicht mehr recht zu wissen schienen, wovon denn eigentlich die Rede sei, so daß wir in der That und Wahrheit, diesen ganzen mehrere Decennia hindurch dauernden Streit, für nichts weiter halten dürfen, als, um es mit einem Worte auszusagen, für den Streit von Nichts, durch Nichts, und zu Nichts. *) Ein Glück war es nur, daß die Kräfte, die zu diesem Kampfe aufgeboten wurden, nicht bedeutend genug waren, um ihren Verlust sonderlich bedauern zu müssen.

§. 123.

Joh. Jakob Bodmer, geb. 1698 zu Greifenberg bei Zürch, gestorben am 2. Januar 1783. Über seine Streitigkeit mit Gottsched, und dessen ästhetischen Schülern ist bereits im vorigen §. kurz aber hinlänglich gesprochen worden. Er war bei-

*) Vgl. Riedels Briefe über das Publikum, Jena 1774. Der Streitschriften selbst sind so unzählig viele, daß sich eine Bibliothek damit füllen ließe.

nahe funfzig Jahre alt geworden, ehe er sich noch selbst in der Poesie versucht hatte, denn, in der That, nur von Versuchen darf hier die Rede sein, da es ihm an Beweglichkeit des Geistes und an eigentlich produktiver Phantasie fehlte. Daher ist denn auch seine Noachide *), ein episches Gedicht in 12 Gesängen, so steif und langweilig gerathen, daß sie, trotz aller Bemühungen womit sie dem deutschen Publikum als ein sehr bedeutendes Werk empfohlen wurde, dennoch dem verdienten Schicksale nicht entgehen konnte, als ein ungeniales, recht eigentlich nur »gemachtes« Gedicht betrachtet und hinterher gar bald vergessen zu werden. Die wenigen kühneren Gedanken auf die wir zuweilen bei Bodmer stoßen, verdankt er theils dem Milton, theils dem Addison, ja es ist ihm nicht einmal gelungen, seine Plagiate künstlich zu verstecken, da er doch gar sehr danach strebte, original zu erscheinen.

Diesem Werke folgten nach und nach zwölf kleinere, welche er wieder epische Gedichte nannte, und unter dem Titel: Kalliope, Zürch 1767 in 2 Bänden herausgab. Hier finden wir Jakob und Joseph, Jakob und Rahel, Dina und Sichem, Joseph und Zulika, die Sündfluth, die gefallene Zilla, Jakobs Wiederkunft von Haran, Kolombona, die

---

*) Erschien zuerst unter dem Titel: Noah, Zürch 1752. Die letzte sehr incorrecte Umarbeitung kam zu Basel 1781 heraus.

Rache der Schwester, Ynkle und Jariko, Monime und Parcival. — Der gute Wille, den Leser mit manchen guten religiösen Gefühlen zu erfüllen, ist allerdings anzuerkennen, nur fehlte es dem Verfasser zur Erreichung dieses Zweckes durchaus an der erforderlichen Tiefe des Gemüths und lebendigen Fülle des Geistes, der es allein beschieden ist, das Überirdische und Ewige in dem Endlichen zu ahnden und anzuschauen. Auch sind diese Gedichte größtentheils von einer Mühseligkeit erkältet worden, die sie fast ganz ungenießbar macht.

Noch verdient es bemerkt zu werden, daß Bodmer so wenig das Talent hatte, Superioritäten anzuerkennen, daß er sogar mit Lessing einen Streit über die Fabeltheorie anzufangen, und eine eigne schlechte Brochüre gegen denselben zu schreiben wagte, welche den Titel hat: »Lessingische, unäsopische Fabeln, enthaltend die sinnreichen Einfälle und weisen Sprüche der Thiere. Zürch 1760.« Die Strafe für solche Arroganz konnte freilich nicht ausbleiben.*)

§. 124.

Johann Christoph Gottsched, geb. 1700 nahe bei Königsberg in Preußen, wurde 1730 Professor

---

*) Am entschiedensten zeigt sich indeß Bodmers Ungenialität, in seinen Trauerspielen, von denen ich hier nur den erkannten Joseph und den keuschen Joseph, Zürch 1754, Johanna Gray und Ödipus, in welchem letztern besonders ein gänzliches Misverstehen des Sophokles zu erkennen ist, anführen mag.

der Poesie und Eloquenz zu Leipzig, und starb daselbst 1766. Es ist nicht zu läugnen, daß er der erste war, welcher die Deutschen mit der Idee einer ächten Regelmäßigkeit bekannt zu machen suchte, indem er die Mängel der neuern Schlesischen Dichter, die noch immer fast ausschließlich geliebt und nachgeahmt wurden, einer strengen Kritik unterwarf. Nur war es zu beklagen, daß es ihm selbst durchaus an Talent, Geschmack und produktiver Kraft gebrach, um etwas Besseres zu liefern. Ein so nüchternes, kaltes Gemüth, als das seinige, konnte nichts erringen, als höchstens mechanische Fertigkeit im Versbau, und von dem eigentlichen Wesen der Poesie keine Ahndung haben. Daher sind denn auch alle seine dichterischen Versuche nichts mehr als die Resultate frostiger Reflexion, die sich vor jedem großen und bedeutenden Gedanken, vor jeder kühnern Situation, vor jedem in sich abgeschlossenen Charakter scheuet, alles ist steif und ungenießbar trocken. Des allen ungeachtet erlebte sein »sterbender Cato« *) in nicht gar langer Zeit 10 Auflagen, und Gottscheds Schüler hatten eine feste Überzeugung davon, daß sich die Deutschen nun einer gar köstlichen und durchaus regelmäßigen Tragödie zu erfreuen hätten. Gleich schlecht sind auch seine andern Dramen: die

*) Dieses Werk erschien zum ersten Male zu Leipzig 1732, und zuletzt noch im Jahre 1757, befindet sich auch im ersten Theil der Gottschedischen deutschen Schaubühne.

Pariser Bluthochzeit und Agis, König von Sparta, so wie die Übersetzung der Racineschen Iphigenia als ein Muster der Verfehltheit zu betrachten ist.

Gottscheds Verdienste beschränken sich auf Wortkritik und die fleißige Sammlung und Benutzung altdeutscher poetischer Werke, die er der unverdienten Vergessenheit entriß, wovon bereits in den vorigen Abschnitten die Rede gewesen ist.

§. 125.

Johann Elias Schlegel, geb. 1718 zu Meissen, gest. zu Soroe. *) Es gereicht diesem geistreichen Schriftsteller zum Ruhme, daß er in der Zeit jener Sektenstreitigkeiten keiner Parthey huldigte, sondern allein in freier Liebe nach dem Schönen strebte, sollte er auch dieses Ziel selbst nur höchst selten erreicht haben. Die widerwärtigen Umgebungen seiner Zeit, das ekle Geschrei der seichtesten Kunstschwätzer, das rohe Wüthen der sich selbst misverstehenden Partheien, dieses alles konnte zwar der Richtung seines scharfen und geläuterten Verstandes keinen Eintrag thun, wohl aber mochte es der Phantasie eine Wendung geben, durch die wir sie ihres schönsten Schmuckes beraubt sehen. Daher dieses Dichters didaktische Richtung, der zufolge er z. B. zu beweisen strebte, daß einem Dichter die Mathematik nützlich sei, welche Abhandlung wenigstens

---

*) Über sein Leben s. Meisters Charaktere deutscher Dichter, Th. II. und den 5ten Band seiner Werke.

nicht in Versen hätte geschrieben werden sollen, wenn sie nicht schon sonst ganz überflüssig wäre.

Den meisten Ruhm erwarb er sich durch seine Dramen, und es ist allerdings unläugbar, daß ihm sowol für die Tragödie als Komödie ein nicht unbedeutendes Talent verliehen war. Sein Herrmann zeigt wirklich die Anlage zu einem durchaus deutschen Trauerspiele, es ist groß und würdig gedacht, und zieht sich in einem gemessenen Kreise nicht ohne pathetische Bedeutsamkeit hin. Nur ist es überladen mit Sittensprüchen, Empfindungen über das Einzelne und Reflexionen über das Allgemeine, so daß man sagen dürfte, dieses Trauerspiel gehe keinen Schritt vorwärts, ohne einen halben zurück zu thun, weshalb es denn etwas spät zum Ziele gelangt. Außer diesem haben wir noch vier Tragödien von ihm erhalten: Dido, Canut, die Trojanerinnen (ein Amalgama der Euripidischen Hekuba und der Senecaischen Trojanerinnen) und die Übersetzung der Elektra des Sophokles. Unter seinen Lustspielen giebt es nur eines, das bedeutenden Werth hat: »Der Triumph der guten Frauen«; die anderen, besonders: »Der geschäftige Müssiggänger« zeigen von Unreifheit und Flüchtigkeit. *) — Schlegels sämmtliche Werke erschienen zu Koppenhagen und Leipzig, 1761 in fünf Theilen.

---

*) S. Literaturbriefe, 21, 131 — 38.

VII.

Die Klopstock-Lessing-Goethe'sche Periode.

§. 126.

Der erste Schriftsteller, den wir als das vorbereitende Zeichen dieses Zeitalters des Wideraufblühens und der Reife unsrer Literatur, anzusehen haben, ist:

Albrecht von Haller, geb. zu Bern am 16. Oktober 1708, gest. daselbst am 12. December 1777. Zwar fällt das Blüthenalter seiner Poesie in das dritte und vierte Decennium des achtzehnten Jahrhunderts, also ganz in jene traurige Periode, die wir so eben beendigt haben. Aber dieser treffliche, vielseitig ausgebildete und gelehrte Mann, verdient es allerdings, daß wir ihn von jener Gesellschaft ausschließen, und einer solchen zusprechen, deren er würdig ist. Haller war ein so fruchtbares und frühzeitiges Genie, daß er bereits in seinem funfzehnten Jahre ein episches Gedicht von mehr als viertausend Versen und verschiedene Tragödien und Idyllen vollendet hatte, die er indeß mit rühmlicher Strenge gegen sich selbst, vierzehn Jahre nachher vernichtete. Damals waren noch Lohenstein und Brockes seine

Muster gewesen, und einige Hinneigung zum Styl des Erstern nimmt man selbst noch in seinen »Alpen« wahr, welche im Jahre 1729 geschrieben wurden, und den Dichter am meisten bekannt gemacht haben. Die Sprache dieses Gedichts ist hart und rauh und gezwängt, aber die Gedanken, welche sie umgiebt, sind meistens großartig und gediegen, und lassen die kühne Befreundung mit der Natur ahnden, die er späterhin errungen hat. Ein ähnliches Urtheil läßt sich auch von seinen Oden fällen, unter denen besonders das Gedicht über den Ursprung des Übels und »die Ewigkeit« am bedeutendsten hervortreten; nur ist es zu bedauern, daß sie nicht ganz frei von Reminiscenzen aus Englischen Dichtern sind, die er, während seines Aufenthalts in England zu sehr hatte schätzen lernen. Am erfreulichsten erscheint indessen seine Poesie in den wenigen lyrisch-elegischen Gedichten, welche er uns hinterlassen hat: Die Tugend, Doris und die Trauerode auf Marianen. *) Und

*) Ich glaube der Theilnahme meiner Leser gewiß sein zu können, wenn ich hier aus dem letztern, so wenig mehr bekannten, Gedichte eine Strophe mittheile:

Ach, herzlich hab' ich dich geliebet,
Weit mehr als ich dir kund gemacht,
Mehr als die Welt mir Glauben giebet,
Mehr als ich selbst vorhin gedacht.
Wie oft, wenn ich dich innigst küßte,
Erzitterte mein Herz, und sprach:
Wie? wenn ich sie verlassen müßte?
Und heimlich folgten Thränen nach.

gerade diese herrlichen Lieder sind bisher wegen ihrer Anspruchlosigkeit fast ganz übersehen worden, und selbst Hottinger, der doch sonst so sehr bemüht ist, die Ehre des Dichters zu verbreiten *), verweilt größtentheils nur bei dessen didaktischen Gedichten, und vergißt fast ganz dieser Elegien, in denen der tiefe Schmerz des Mannes sich so rein und harmonisch darstellt.

§. 127.

Ch. Fürchtegott Gellert. Dieser Dichter ist hier schon deshalb zu nennen, weil es ihm gelang, der Liebling des deutschen Publikums in einem Grade zu werden, wie es hinterher nur sehr Wenige geworden sind. In der That dürfen wir eine gewisse Gattung von Volksbildung der Allverbreitung seiner Fabeln zuschreiben, so wie es ihm gleichfalls verliehen war, einige Ahndungen von Religiosität selbst bei dem großen Haufen zu retten. Schade nur, daß Kränklichkeit der Grundzug aller seiner Werke ist, die sich indeß gerade dann am angenehmsten macht, wenn man es am wenigsten erwarten sollte, im Scherze nämlich, von dem er wenigstens eine Gattung (die Parodie der Idee mit der Erscheinung) zuweilen recht glücklich bearbeitet. Z. B. in der Erzählung: Der erhörte Liebhaber.

Felix

*) S. den Versuch einer Vergleichung der deutschen Dichter mit den Griechen und Römern, S. 312 ff.

Felix Weisse. Auch er hielt sich frei vom Geist der Schulen, und wir finden in ihm ein bedeutendes Talent für die Komödie und Operette, die in ihm einen gar wackeren Pfleger gefunden haben. Um dieses Verdienstes willen dürfen denn auch seine Trauerspiele auf Nachsicht und Schonung rechnen, ob es gleich nicht zu verkennen ist, daß hier die Tiefe des Gemüths und die Gewalt der Sprache fehlt, ohne die keine ächte Tragödie erzeugt werden kann *).

§. 128.

Gottlieb Wilhelm Rabener. Man hat diesen Schriftsteller ehedem zu den vorzüglicheren Satirikern gerechnet, und es ist ihm sogar unter denen, die bis zu seiner Zeit diese Dichtungsgattung erwählt, der Preis zugestanden worden. Dieser Irrthum konnte indeß nicht von Dauer sein, und da sich seit geraumer Zeit schon unter uns ein freierer und kühnerer Geist der Satire geregt hat, so ist er, wie billig, der Vergessenheit ziemlich nahe gekommen. Rabeners Witz ist der eigentliche Conversationsspaß eines

---

*) Am meisten verfehlt ist die Bearbeitung des herrlichen Shakspearschen Drama's: Romeo und Julie, von dem hier wirklich nur die Namen der Liebenden übrig geblieben sind. Doch, so unglücklich Weisse auch mit Shakspear verfuhr, so ist doch die höchste Versündigung an diesem Dichter, nicht bei ihm, sondern in Sulzer's Verarbeitung des Cymbelin (1772) zu finden, in der wir in der That das Maximum der Verfehltheit erkennen müssen.

nüchternen und frostigen Zirkels, dem es schon genug ist, wenn nur etwas der Polemik Ähnliches geschieht, damit die Gefahr des Einschlafens vermieden werde. Der ewige Gegensatz des Ernstes und des Scherzes, deren wechselseitige Befreundung das Resultat jeder gelungenen, selbst nur prosaisch gelungenen Satire ist, blieb diesem Schriftsteller verborgen, denn sein Scherz ist nur Scherz, und hat keinen Ernst im Hintergrunde, so wie der letztere, wenn er ja erscheint, zu der ganz gewöhnlichen Gattung gehört, weshalb es nicht vonnöthen sein mag, die Feder zu ergreifen. Weit entfernt, eine objektive Reinheit der Satire auch nur zu ahnden, fehlte es ihm selbst an einer gewissen Indignation, die, wenn sie nur groß und kühn ist, und nur die Gattung und die Repräsentanten derselben trifft, einen bedeutenden polemischen Schriftsteller bilden kann. Rabener steht in der Mitte, er übersieht sein Zeitalter nicht, und wagt nur so nebenbei einige Scherze darüber, die sich dann freilich mit gänzlicher Unbefriedigtheit enden müssen. Dabei ist er sehr geschwätzig, und spinnt den Faden seines Spaßes so weitläufig aus, daß selbst mancher bessere darunter, alle Kraft und Farbe verlieren muß.

Die Ausgaben seiner Werke, so wie die der Gellertschen und Weisseschen Schriften sind übrigens zu bekannt, als daß es vonnöthen wäre, sie hier anzuführen.

§. 129.

Friedrich Gottlieb Klopstock. Da die frühere

Geschichte dieses Dichters in mehrern neuen Schriften genugsam abgehandelt ist, so bemerke ich hier nur seinen Aufenthalt in Leipzig (1746), wo er Zuschauer des heftigsten Kampfes der Leipziger und Schweizerischen Aesthetiker wurde, und wo er seine theils mehr, theils minder würdigen Freunde: Gärtner, Adolf Schlegel, Zachariä, Joh. Andr. Cramer, mit seinem tiefen Feuer für die Poesie zu entzünden suchte. Er schrieb hier seine früheren Oden — unter denen die erste: »Der Lehrling der Griechen," zwar Nachahmung des Horaz, aber eine das Vorbild übertreffende Nachahmung ist — und die drei ersten Gesänge des Messias, welche in den Bremischen Beiträgen (1748) abgedruckt wurden. Von dieser Zeit an beginnt die neue Blüthe unsrer schönen Literatur, und Niemand anders als er hatte die Kraft, sie hervorzurufen, die wir jetzt zur erfreulichsten Reife gediehen sehen. Wir bemerken bei Klopstock drei gleich ehrwürdige geistige Impulse, welche seine Gedichte hervorbrachten: Vaterlandsliebe, Freundschaftsgefühle, und reine Religiosität, und es ist gar sehr der Mühe werth, über dieselben einige erklärende Worte hinzuzusetzen.

Der Dichter trat in Deutschland zu einer Zeit auf, wo man, der eignen Kraft vergessend, oder ganz an ihr verzagend, nur dem Fremdartigen huldigte, und selbst durch den Übermuth, mit dem die Nachbaren solche Adorationen aufnahmen, nicht abgeschreckt wurde, in dem unwürdigen Benehmen

weiter fortzufahren. Man hatte sich schon allgemach daran gewöhnt, die poetischen Produkte der Engländer und insonderheit der Franzosen vortrefflich, meisterhaft und unerreichbar zu finden, und während dies einer dem andern nachsagte, und das ganze Bestreben nur auf Nachahmung jener Vorbilder hinausging, so mußte nothwendig jene wackere altväterliche Deutschheit der früheren Zeit zum Gespenste werden, das man anzureden sich scheuete. Nur Klopstock hatte den Muth, in feurigen Oden seinen schlafenden Landesmännern die heiligen Worte voll Zorn und Liebe zuzurufen, daß sie sich aufraffen sollten zu der alten Kraft und Würde, und zu jenem besonnen ruhigen Stolze, der sich selbst vertrauet, und nicht von außen her borgen mag. Und wenn wir jetzt des erfreulichen Schauspiels genießen, daß Deutschland aufgehört hat, sich selbst zu verletzen, indem es sich unterordnete Völkern, denen es geistig gebieten kann, wenn es keinen Richter mehr erkennt über sich, als sich selbst, den strengsten, wenn es wirklich seine Mündigkeit wieder gewonnen und des Geistes reife Freiheit durch ewige Werke bewährt hat, so wollen wir es nimmer vergessen, daß Klopstock der Erste war, der seinem Vaterlande den Muth zusprach, das zu werden, was es werden könnte und jetzt wirklich geworden ist *).

*) Vgl. die Oden: »Fragen", »die beiden Musen", »der Nachahmer" Sponda u. s. w. Das einfachste und

§. 130.

Auch die Freundschaft begeisterte unsern Klopstock zu manchen seiner kühnsten und feurigsten Oden. Es ist ein Gedanke, der uns mit angenehmer Rührung erfüllen möge, wie dieser Mann, der doch so fest und sicher in sich selbst gegründet war und in sich selbst Wurzel geschlagen hatte, dennoch stets den Gefühlen der Freundschaft lebte, und selbst manche kühlere Gemüther mit dem Überflusse seiner Liebe zu entzünden wußte *). Dann aber freilich drängt sich uns ein anderer fast verletzender Gedanke auf, daß dieser treffliche Mann, eben weil er so sehr über sein Zeitalter hervorragte, eine geraume Zeit wenigstens ganz allein stand. Sollte ihn auch selbst jenes lebendige und heiße Gefühl der Freundschaft über den Werth der Männer, denen er sie schenkte, getäuscht haben; bei uns kann kein Zweifel mehr darüber sein, daß die wenigsten unter ihnen im Stande waren, Klopstocks tief ausgebildetes und reiches Gemüth zu ahnden. Winkelmann, Lessing und Goethe, die ihn ganz erkannten, führte das Glück ihm niemals als nähere Freunde zu.

Klopstocks Religiosität in ihrem ganzen Umfange des Ahndens und Anschauens erkennen wir am deutlichsten in den Oden: dem Allgegenwärtigen, das

---

bedeutendste Wort, das je zu dem Nachahmer gesprochen wurde, ist Klopstock's: »Nächt' ohne Schlaf hattest du nie!"

*) Vgl. Wingolf, an Ebert u. s. w.

Anschaun Gottes, der Erbarmer, und in der Idee zum Messias. Wenn wir diese letztere in ihrer ganzen Größe und Herrlichkeit überdenken, und zugleich die Kühnheit berechnen, die dazu erforderlich war, sie als Vorwurf des Epos aufzufassen, so werden wir schon um ihretwillen unserm Klopstock den Namen eines großen Dichters nicht versagen dürfen. Dann erst mögen wir es anerkennen, was allerdings anzuerkennen ist, daß diese Idee nicht so klar und vollendet zur Erscheinung gebracht worden ist, als sie in seiner frommen Phantasie, in seinem stillkräftigen Gemüth entsprang. Es ist heilsam, sich hiebei zu erinnern an den Unterschied zwischen dem, was durch das Materiale der Poesie: die Worte bezeichnet werden kann, und dem, was der Poesie selbst angehört. Das erstere ist beschränkt, doch in dem letztern ist allerdings das Eine und das All. Manche herrliche Idee, es sei zu einem Roman, Epos, einer Tragödie oder nur zu einem Sonnett, Madrigal, oder Epigramm, ist nimmer ganz rein und lauter und kräftig zur Erscheinung zu bringen, weil die Poesie am Ende denn doch nur Worte hat, mit denen sie selbst das, was das Wort fliehet, ergreifen soll. Manches reizende Gebilde der Phantasie wird durch das schwere Wort niedergedrückt, wie der zarte Flügel des Schmetterlings durch den kühlen Thautropfen der Nacht *).

---

*) Vgl. Luna für 1805, S. 399.

§. 131.

Die Aufnahme, welche der Messias in Deutschland gefunden hat, war seinem Werthe angemessen *); man erfreuete sich eines Werkes, das die heiligste Begeisterung eingegeben hatte, und während man den großen Dichter bewunderte, verhallte leicht das seichte Geschwätz, mit dem die Gottschedischen Schüler sein Werk anzugreifen sich erdreisteten.

Nur gegen Klopstocks Trauerspiele ist man nicht so gerecht gewesen; man betrachtete sie, wie es scheint, nur mit einer gewissen verlegenen Scheu, und während man sich besann, was eigentlich darüber zu sagen sei, ging vielleicht der Augenblick des Ergreifens und Auffassens verloren. In der That sind diese Tragödien, bei der ersten Lektüre wenigstens, dem Schein der Härte und Kälte ausgesetzt; auch ist nicht zu läugnen, daß der ruhige Stolz, in dem sie sich geben, zuweilen herbe wird und schroff, und daß das Ganze sich nur wie ein kühner harter Fels erhebe. Der Styl, in dem diese Tragödien geschrieben sind, hat eine Nacktheit, die den Liebhaber der blumenreichen Schreibart zurückstoßen muß, denjeni-

---

*) Urtheile über den Messias, s. Lessings vermischte Schriften, Th. IV, S. 29 ff.; Literaturbriefe an mehrern Orten, worüber im Inhaltsverzeichnisse derselben, der Name Klopstock nachzulesen ist; Herders Fragmente über die neue deutsche Literatur, S. 243 — 57; Cramers Klopstock rc. Hamburg 1775.

gen aber sehr anziehen wird, der hier eine Besonnenheit ahndet, die von dem gesunden Baume selbst die Blüthen und Blätter abzustreifen wagt, da sie des innern Lebens desselben gewiß ist. Ein Irrthum waltet hier allerdings ob, denn der lapidarische Styl gehört der Tragödie nicht an, aber es ist ein bedeutender Irrthum, der neues Zeugniß giebt von dem selbstständigen Streben des trefflichen Schriftstellers.

Klopstocks Verdienste um Grammatik und Sprache sind bisher nur ein einziges Mal ganz gewürdigt worden, nachdem sie vorher mehrere Jahre fast vergessen und unbeobachtet gelegen hatten *).

§. 132.

Ewald Christian von Kleist, geb. 5. März 1715 zu Zeblin in Pommern, gest. am 24. August 1759. Wenn die Elegie der Modernen überhaupt aus dem ewigen Gegensatze der Idee und Erscheinung, der Freiheit der Phantasie und der Nothwendigkeit des Wirklichen hervorgegangen, so ist dieses ganz besonders bei den Deutschen der Fall, die gewöhnlich erst dann dichten dürfen, wenn sie vergessen haben, was um sie her vorgeht. Aber es ist schwer zu vergessen, und Kleisten gelang es damit nicht. Unter den mannigfaltigen rauhen Umgebungen, im Getümmel des Krieges, den sein sanf-

*) S. die Recension der grammatischen Gespräche, in der Jenaischen Literaturzeitung, März 1804.

tes Herz nur hassen konnte, flüchtete er sich mit verletztem Gemüthe zu der Poesie, die ihm wenigstens Melodie und Sprache gab, daß er aussagen konnte den Schmerz, der ihm die Brust umspannte, und die tiefe Sehnsucht nach Ruhe, die stets vor ihm zu fliehen schien. Daher das Ansprechende und Rührende seiner Elegien, in denen er sich dem Leser ganz hingiebt mit all seinen verlorenen Hoffnungen und verhallten Wünschen, denen nie Erfüllung begegnen wollte, wenn wir den einen und größten ausnehmen, den Tod der Helden zu sterben. Daher aber auch das Verletzende seiner Elegien, der Mangel an Beruhigung, denn ihm selbst fehlt sie, und er konnte sie daher auch seinen Werken nicht geben, so viele Mühe er sich auch giebt, den Leser beruhigt zu entlassen. Zwar versuchte er sich auch im Epigramm, aber fruchtlos, denn er hat den Scherz und den Witz nie gekannt; ja es ist eine fast peinliche Erscheinung, diesen sanften wehmüthigen Geist nach Humor ringen zu sehen.

§. 133.

Gotthold Ephraim Lessing, geb. zu Camenz 1729, gest. 1781 zu Wolfenbüttel. Da er von je her und mit dem entschiedensten Rechte als der Stolz unsres Vaterlandes betrachtet worden ist, so konnte es an scharfsinnigen Schriftstellern nicht fehlen, die seine großen und mannigfaltigen Verdienste ausführlich zu würdigen und darzustellen versuchten. Dieses ist geschehen von Chr. Gottfr. Schütz über

Lessings Genie und Schriften, von Herder im zweiten Bande der zerstreueten Blätter, im deutschen Museum (1788 Febr., S. 206), im Göttingischen Magazin (von Forster, Jahrg. II. St. I. S. 146), in den Charakteristiken und Kritiken u. s. w. Indem ich mich auf alle diese Schriften beziehe, bleibt mir selbst nur wenig über ihn zu sagen übrig. Dies Wenige betreffe seine poetischen Talente und einen Theil seiner Polemik.

Die erstern sind besonders seit einigen Jahren sehr oft wieder zur Sprache gebracht, und man hat sich allerdings nicht wenig bemüht, sie ihm ganz und gar abzusprechen. Es ist dabei eine wichtige Stelle am Schluß der Dramaturgie wieder in das Gedächtniß der Leser zurückgerufen worden, wo Lessing selbst sich das poetische Talent abspricht und fast wegwerfend über seine eignen poetischen Versuche redet. Dieser Ausspruch kann indeß eben so wenig wider ihn beweisen, als der Zuruf so manches vorlauten Schriftstellers, der sich selbst den poetischen Lorbeerkranz aufsetzt, und das: Sublimi feriam sidera vertice nicht selten im Munde führt, für denselben beweisen möchte. Manche große Dichter, z. B. Petrarka, Flemming u. s. w. wissen bestimmt, wie groß sie sind, und es ist den trefflichen Geistern das Ergötzen an sich selbst gar wohl zu verstatten; manche hingegen und nicht minder große, ja größere, z. B. Schakspear und Cervantes scheinen ihre eigne Glorie nicht zu kennen, und sich

selbst, gleichsam schonend, vor sich selbst zu verhüllen. Nicht diesen poetischen Heroen ist Lessing beizugesellen, denn allerdings war die Verstandesthätigkeit die vorherrschende bei ihm, und wehrte, besonders in der letztern Zeit seines Lebens, wo wir ihn als den eigentlichen Repräsentanten des Verstandes zu betrachten haben, dem kühneren Auffluge der Phantasie. Dennoch neigte sich, es ist nicht zu bezweifeln, in manchen glücklichen Momenten, die Poesie herab zu dem edeln Manne, gleichsam um ihm milde zu versüßen die stete Anstrengung und den ehrwürdigen Fleiß, der das Tiefste der Wissenschaft sich anzueignen strebte, und ihn freundlich vergessen zu machen das oft feindliche Leben, welches ihn umgab. Als Belege solcher Momente wäre manche Stelle aus seinen Gedichten, manche Situation aus seinen Schauspielen anzuführen. Hier sei es genug, nur auf das Verhältniß der stillfrommen Emilie zu dem dunkelschweren Appiani, und auf die Scene im Nathan, als der Tempelherr unter den Palmen wandelt, hinzudeuten, welches den noch uneingenommenen Leser zu der Betrachtung veranlassen möge, ob es nicht etwa doch zu vorschnell gewesen sei, unserm Lessing das poetische Talent ganz abzusprechen *).

---

*) Manche an sich durchaus poetische Ideen, z. B. Faust, wurden bei Lessing allerdings prosaisch, wie hierüber das Fragment einer dramatischen Behandlung des ge-

§. 134.

Was Lessings Polemik betrifft, so ist sie, wie mich dünkt, noch immer nicht in ihrer ganzen Größe und Würdigkeit anerkannt; denn es ist, meines Wissens, noch nie mit Bestimmtheit ausgesagt worden, daß er die Polemik zu dem erhoben habe, was sie wirklich werden konnte und geworden ist, zu einer Wissenschaft. Die Prinzipien derselben sind in allen seinen polemischen Schriften, in dem Vademecum für den Laublinger Lange (1754), in den antiquarischen Briefen, in der Dramaturgie, in dem Anti-Goeze u. s. w. anzutreffen. Die Dramaturgie schließt sich, mit ihrer Schärfe und Tiefe an Klopstocks lyrische Polemik, und vollendete, wozu diese den Ton angegeben hatte: die Mündigkeit der deutschen Poesie und Kritik. Das ganze Buch ist bestimmt antifranzösisch, und hat zu der Rettung des Nationalstolzes mehr gethan als die meisten Schriften der damaligen Zeit selbst in ihrer Vereinigung vermochten.

---

nannten Stoffs, welches in seinem Nachlaß gefunden ist, Auskunft geben kann; doch selbst dieser Umstand entscheidet nicht durchaus gegen ihn, da hier einzelne Lieblingsansichten entgegenwirken konnten. — Wie übrigens die Mythe vom Satan poetisch behandelt werden müsse, darüber habe ich in den Andeutungen für Freunde der Poesie (1804, S. 25 ff.) ausführlich geredet, und diese Ideen in meinem Roman: »Octavio von Burgos,« der das Beste giebt, was ich bisher in diesem Gebiet zu leisten vermochte, zur Erscheinung zu bringen versucht.

Mit ihm beginnt die dritte Periode der deutschen Beredsamkeit.

Karl Wilhelm Ramler, geb. 1725, gest. 1798. Es verdient mit Ruhm bei ihm bemerkt zu werden, daß auch er sich mit selbstständiger Kraft den Anmaßungen der literarischen Sekten seiner Zeit, ganz besonders aber den Schweizerischen, widersetzte *). — Seine Oden der früheren Zeit beurkunden Energie der Gesinnung und Pracht der Sprache, so wie auch die Übersetzungen aus dem Horaz von achtungswerthem Eifer und Fleiße zeigen. Hier ist auch sein »Tod Jesu" zu nennen, der wenigstens in Vereinigung mit der Graunschen Musik nicht ohne bedeutenden Effekt bleiben kann. In der letztern Zeit seines Lebens strebte Ramler nur nach Correctheit; da er aber nicht selten Kälte und Nüchternheit mit derselben verwechselte, so sind manche seiner späteren Gedichte von einer Mühseligkeit gedrückt, die sie, wenn auch nicht ganz ungenießbar macht, doch als das Resultat eines unglücklichen Selbstzwanges erscheinen läßt.

---

*) Vgl. Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer rc., Zürich 1804. Diese Briefe geben über des einseitige literarische Streben jener Männer, und den Versuch, sich zu Despoten in der Gelehrtenwelt zu erheben, den befriedigendsten und — unangenehmsten Aufschluß. Besonders leuchtet aus Sulzers Briefen ein sehr krasser Egoismus hervor, und man findet nicht selten die fadesten absprechendsten Urtheile über Ramler, Weiße, ja sogar über Lessing!

§. 135.

Joh. Wolfgang von Goethe. Das Urtheil, welches Vellejus Paterkulus von Homer fället: In quo hoc maximum est, quod neque ante illum quem ille imitaretur, neque post illum qui eum imitari possit, inventus est, dürfen wir Deutschen mit dem entschiedensten Rechte auf Goethe anwenden, und wir werden daher bei dem Folgesatz: neque quemquam alium, cujus operis primus auctor fuerit, in eo perfectissimum praeter Homerum et Archilochum, reperiemus, mit dem gebührenden Ruhme auch an ihn denken können. Da besonders in neuerer Zeit die großen Verdienste dieses Dichters mit vieler Lebhaftigkeit sind zur Sprache gebracht worden, so werden hier folgende Andeutungen über ihn genügen: Shakspear, Cervantes und Goethe haben die moderne Poesie zu dem gebildet, was sie werden konnte, und sie sind deshalb als die eigentlichen Heroen derselben anzusehen. Unter den Deutschen stehen unserm Goethe: Lessing, als der Dichter des Verstandes, und: Schiller, als der Dichter der Vernunft zur Seite; die synthesirende Einheit aber finden wir nur bei ihm, den wir den Dichter des Gemüths in seiner Allseitigkeit nennen dürfen. Unter seinen einzelnen Werken sind die meisten bereits hinreichend gewürdigt worden, nur von den wenigen, die mir noch immer nicht genau genug beachtet zu sein scheinen, möge hier die Rede sein.

In den Leiden Werthers besitzen wir den ersten sentimentalen Roman aller Jahrhunderte, unübertreffbar für alle folgenden Zeiten. Es ist ein einziger Frühling, der hier zerstört wird, eine vollständige Welt, die hier untersinkt: und jeder Zusatz wäre Fehler, so wie jede Verminderung. Wer da gemeint hat, es seien Einzelnheiten wenigstens in diesem Werk veraltet, der muß nicht minder annehmen, daß auch das Menschliche selbst veralten, und daß das Ewigwahre falsch werden könne. Solches Urtheil sei fern.

Meisters Lehrjahre sind in ihrer Absicht größer noch als Werther, denn wir sollten hier einen durchaus romantischen Roman erhalten, in dem das Leben in seiner Allseitigkeit sich abspiegeln müßte. In diesem Geiste sind auch die drei ersten Theile geschrieben worden, in denen die reizendsten Novellen auf die lieblichste Weise verschlungen worden sind zu dem anziehendsten Ganzen. Der vierte Band, der das Werk krönen sollte, scheint mir indeß von seiner Milde zu verlieren; es wird manches herbe, ja sogar verletzend, die Größe paart sich nicht mehr mit der Anmuth, sondern steht isolirt und schneidend da, und das Werk endigt sich ohne erfreuliche Beruhigung. Nur der Verstand beschwichtigt, und es wird gleichsam nur still, ohne daß manche der bedeutendsten Fragen Antwort gefunden hätten. Und giebt es nicht erfreuliche Antwort für jede Frage des reinen Gemüths?

Die höchste Kraft und höchste Schonung, die tiefsinnigste Leidenschaftlichkeit und die süßeste Klarheit finden wir im Torquato Tasso und in der natürlichen Tochter. Von dem letztern Werke dürfte man sehr einfach sagen, es vereinige den Mai und September in sich, die farbigste Blüthe, die köstlichste Frucht.

Tale tuum nobis carmen, divine poëta,
Quale sopor fessis in gramine, quale per aestum
Dulcis aquae saliente sitim restinguere rivo *).

§. 136.

Christoph Martin Wieland. Die erste ästhetische Erziehung dieses Schriftstellers maaßten sich Bodmer und Breitinger an; doch wenn auch der Jüngling ihre Fesseln trug, so war doch der reifende Mann kühn genug, sie zu zerbrechen. Zu seinen bedeutendsten Verdiensten um die literarische Welt gehört insonderheit die Anerkennung des Hans Sachs, welches bereits bei der Erwähnung jenes Dichters ist angeführt worden. Aber ich wiederhole es auch hier, da es unserm Wieland allerdings zur großen Ehre gereicht, sich ganz allein den unverständigen Schmähungen widersetzt zu haben, mit denen die damalige Zeit den verkannten Dichter anzu-

*) Virg. Ecl. V. v. 45 sq.

anzufallen wagte. Auch seine Übersetzung des Schakspear hatte bei allen ihren Mängeln, die Wieland selbst sehr freimüthig und bescheiden anerkannt hat, den trefflichsten Nutzen für die Deutschen, und trug insonderheit viel dazu bei, die Mängel der Französischen Tragödie kennen zu lernen, indem hier der tiefere Geist des Englischen Dichters zu dem Deutschen sprach, und ihn aus seinem früheren, beklagenswerthen Irrthum riß. Über die eignen Gedichte dieses Schriftstellers sind sehr mannigfaltige und zum Theil sich gänzlich widersprechende Urtheile zu vernehmen gewesen, aber es war auch hier, so wie fast immer, die Übertreibung auf beiden Seiten. Ich finde für gut, hier nur Eines, fast das unbekannteste anzuführen: »Geron der Adliche," welches mir unter allen seinen Gedichten als das vorzüglichste und reinste erscheint; doch mag es vielleicht eben seiner gänzlichen Anspruchlosigkeit wegen, übersehen worden sein.

Einiger sind die Stimmen über Wielands prosaischen Styl, dem man allerdings weniger Geschweiftheit und mehr Concentration und Concinnität wünschen dürfte.

§. 137.

Johann Gottfried von Herder. Bei der Vielseitigkeit in den literarischen Bestrebungen dieses Mannes finden wir einen Mittelpunkt in dem achtungswerthen Ernst, mit dem er die Deutschen zu ihrer

alten Würde zurückführen wollte. Sowol auf diesen Endzweck als auf den, die Wissenschaft mit der höchsten Einfachheit zu behandeln, deuten die meisten seiner Schriften hin. Zur Erreichung des erstern Zwecks kam ihm der kräftige Styl, dessen er sich gleich bei seinem ersten Auftreten erfreuete, gar sehr zu Hülfe; doch wird die Polemik gegen die Deutschen als Nation, nicht selten hart und rauh bei ihm, wie dies besonders in den letzten Zeiten seines schriftstellerischen Lebens der Fall ist. Im Gebiet der Theologie und in der Kritik der Kunst glückte es ihm, manches Bedeutende zu erfassen, und manches Vorurtheil zu verscheuchen, doch gilt dies mehr von seinen früheren als von seinen späteren Schriften, in denen nicht selten eine Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit spricht, die wir bei einem Manne wie Herder, ungern nur antreffen können. In seinen philosophischen Schriften kann die Unpartheilichkeit nur das Streben rühmen, das dabei hervorleuchtet. Sonst ist z. B. sein »Gott" nur ein Resultat des Mißverstehens der Spinosischen Philosophie, wie dies der vortreffliche Friedr. Heinr. Jacobi sehr klar bewiesen hat, und seine Metakritik bezeichnet eine Animosität, die ihm keine freie unbefangne Ansicht mehr verstattete.

Auch das poetische Talent hat man besonders in neuern Zeiten unserm Herder abgesprochen, doch in der That mit großem Unrecht, denn nur der

Reim weigert sich ihm, nicht die Sprache des kühnern Gefühls, des energischen Gemüths. Mir ist es klar, daß man ihm, wenn er auch nur das eine Gedicht geliefert, das die Überschrift haben sollte: »Der Liebe Wahnsinn ist ein heilger Wahnsinn," den Namen eines Dichters nicht absprechen dürfte. Noch ist seiner Epigramme rühmlich zu erwähnen, in denen er gern die Resultate eines tiefen Nachdenkens ausspricht, und der aus dem Spanischen übersetzten Romanzen, die das Studium der herrlichen Poesie jener Nation einleiten sollten, und wirklich eingeleitet haben.

§. 138.

Ludwig Christ. Heinr. Hölty, geb. am 21. Dec. 1748, gest. am 1. September 1776. Dieser so früh vergessene Dichter ist als der erste rein sentimentale Elegiker der Deutschen zu betrachten, und weder Matthisson noch Salis haben ihn in seiner ganzen Reinheit zu erreichen vermocht. Mir scheinen alle seine Gedichte gleichsam nur ein einziges auszumachen, in welchem der Gedanke durchgeht: Das Leben dringt feindlich roh auf die Jugend ein, um sie zu zerstören, diese Tröstungen nur bleiben: Liebe, Dichtkunst und der süße Tod. — Daß man diesen Dichter weichlich genannt, ist ein Beweis, daß man ihn nicht begriffen hat, denn weichlich ist nur der zerrissene, ins Leere strebende Schmerz, nicht der

frommberuhigte unsers Hölty, dem selbst die harmonischste Sprache milde zusagt.

Gottfried August Bürger, geb. zu Aschersleben 1748, starb zu Göttingen als Professor der Beredsamkeit. Auch bei diesem Dichter vereinigte sich, so wie bei manchem andern trefflichen deutschen Poeten von außen her fast alles, um sein Gemüth zu verletzen, oder doch der Poesie abwendig zu machen. Stete Sorgen für die gewöhnlichen Bedürfnisse des Lebens, eine unfreundliche bürgerliche Existenz und zuletzt ein greller Schmerz, der ihn in seiner häuslichen Lage traf, führten ihn sehr früh dem Grabe zu; doch durfte ihn der Gedanke beruhigen, daß wenigstens ein Drittheil seiner Gedichte niemals untergehen werde, sondern ihm bei der gerechten Nachwelt die Unsterblichkeit seines Namens sichern müsse. In Beziehung auf die Beurtheilung der Bürgerschen Gedichte in den Charakteristiken und Kritiken, füge ich nur noch hinzu, daß er nach Flemming der erste Wiederhersteller des deutschen Sonnettes geworden ist, und daß er als Romanzendichter nur von Goethe (durch dessen Braut von Korinth, und den Gott und die Bajadere) und von Schiller (durch dessen Ritter Toggenburg) übertoffen werden konnte *).

---

*) Die bekannte Recension der Bürgerschen Gedichte, (vom Jahr 1791) welche Schiller elf Jahre darauf

§. 139.

Friedrich Leopold, Graf von Stollberg.

Die Poesien dieses Mannes wurden wol schwerlich durch innere Nothwendigkeit erzeugt, sondern vielleicht mehr durch den Umgang mit Bürger und andern vortrefflichen Dichtern veranlaßt. In den meisten seiner Gedichte herrscht ein nicht recht geläutertes Streben nach Erhabenheit, und da die dynamische so schwer zu erreichen ist, so mußte nicht selten die bloße mathematische genügen. Manche seiner Poesien bezeichnen nur den heftigen Anlauf des Dichters, während von dem Ziele nur gesprochen wird, andere sind bloß pathetische Exklamationen und poetische Gedankenstriche. Man könnte sagen, er fasse zuweilen die Dichterharfe mit beiden Händen, statt mit leisen Fingerspitzen ihre zarten Saiten zu berühren, ja man dürfte vielleicht hinzusetzen, es scheine, als wenn er sogar mit unter das Instru-

---

dem vierten Bande seiner prosaischen Schriften wieder einverleiben ließ, scheint auf das reizbare Gemüth des Dichters einen tieferen Eindruck gemacht zu haben, als man es billig finden kann. In der That enthält sie nicht viel mehr als einige abgerissene Gedanken über Objektivität und Idealität der Poesie, mit denen Bürger geschlagen werden sollte. Diesem aber imponirte zu sehr das metaphysische Gewand, worein sie gekleidet ist, und er konnte für seine allzu heftige Antikritik kein gleiches Prunkkleid auffinden.

ment selbst an dem Felsen zerschleudere, damit es nur Getöse gebe, welches freilich der Poesie nicht zusagen mag.

Nur ein einziges seiner Gedichte möchte ich vollendet nennen. Es ist die Ballade: »Ritter Rudolf," in der wir Tiefe finden bei der Einfachheit und bei der Leidenschaftlichkeit Beruhigung.

Johann Heinrich Voß. Sollten auch in der Sammlung der zahlreichen Gedichte dieses Schriftstellers, nur diejenigen auf eine besondere Auszeichnung rechnen dürfen, die seiner Jugend und der idyllischen Gattung angehören, so würde doch dadurch der Name des vortrefflichen Mannes nichts von seiner Ehrwürdigkeit verlieren, indem wir in ihm den ersten wahrhaft poetischen Übersetzer der klassischen Dichterwerke Roms und Griechenlands besitzen. Abgerechnet, daß keine moderne Nation solche Übersetzungen jemals wird aufweisen können, so läßt sich sogar mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit behaupten, daß selbst unter den Deutschen ihm Niemand mehr den ersten Lorbeer hierin entreissen werde. Alles was sich nur von einem solchen Übersetzer fordern läßt, leistet Voß mit einem Aufwande von Kraft, Talent und Fleiß, wie wir ihn nur höchst selten erblicken, und es scheint mir daher sehr ungerecht, die Kühnheit und Gewagtheit mancher seiner neuen Sprachfügungen als Empörung gegen den Genius der deutschen Sprache rügen zu wollen.

Sollte auch jene Kühnheit zuweilen das Maaß überschreiten und zur Willkührlichkeit übergehen, so möge wenigstens nicht unbedacht bleiben, daß unter den seltenen Erscheinungen die vielleicht die seltenste ist, wenn sich die moderne Kraft nicht zuweilen überbieten sollte. Ist dieses auch Vossen begegnet, wie es nicht kann bezweifelt werden, so möge endlich jene bekannte Sentenz des Horaz:

— Ubi plura nitent in carmine, non ego paucis
Offendar maculis, quas non incuria fudit,
Aut humana parum cavit natura —

die so oft mißbraucht worden ist, eine richtige Anwendung finden. Die glücklichste und durchaus tadellose Übersetzung scheint mir die der Virgilischen Eklogen und des Lehrgedichts vom Landbau, mit der sich das Studium jenes Dichters beinahe als geschlossen ansehen läßt.

§. 140.

Friedrich Schiller. Da ich bereits in dem zweiten Jahrgange meiner Luna über diesen Dichter ausführlich und mit besonderer Neigung gesprochen habe, und meine Überzeugung über ihn keinesweges verändert worden ist, so bleibt mir für meinen gegenwärtigen Zweck nichts weiter zu thun übrig, als das Hauptsächlichste jenes Urtheils auch hier wieder mitzutheilen und einige Bemerkungen über seine prosaischen Werke noch hinzuzufügen. Und ge-

wiß verdient es dieser treffliche Mann, den ein zu früher Tod uns entrissen hat, daß über ihn mit Sorgfalt und Liebe gesprochen werde, und kein hochfahrender Leichtsinn sein Andenken entweihe, wie sonst vielleicht zu fürchten ist.

Schiller ist kein Dichter in dem Sinne, wie wir Göthe und Shakspear Dichter nennen; denn es sind nicht Individuen und Gestalten, in denen sich die Welt abspiegelt, es sind Ideen und Empfindungen, die er uns darstellt, aber solche, die zu Individuen und Gestalten führen müssen, wenn anders ein Weg dahin gehet. Das herrschende Prinzip in ihm ist nicht das indifferenzirende oder synthesirende, wie es dem gebornen Poeten beiwohnt; es ist reflektirend und stets zur Analyse hingeneigt. Allerdings schauet sein Blick tief in des Lebens Mitte, aber er giebt nicht diese, sondern nur die Enden stellt er dar, wenn er auch oft genug auf jene hindeutet; weshalb denn auch in seinen Werken ein steter Dualismus erscheint. Man könnte sagen, es zerspalte sich gleichsam vor seinem Auge die ganze Natur in zwei schroff abgeschnittene Hälften, und er werfe dann den philosophisch-rhetorischen Purpurmantel darauf, um die Lücke zu verhüllen. Daher erscheint denn auch in allen seinen Gedichten der ewige Gegensatz von Nothwendigkeit und Freiheit, des Todes und des Lebens, statt daß wir in den Werken eines Calderon, Cervantes u. s. w. jene Antithesen bereits

gelöset finden; aber die Kraft, mit der Schiller jenes Verhältniß der Intelligenz und Natur hinstellt, ist allerdings so bewundernswürdig, daß wir gern gestehen werden: wenn es überhaupt sich gedenken ließe, daß der Himmel sich könnte erringen und erstürmen lassen, so müßte es dem Aufwande einer solchen eminenten Kraft gelungen sein. — Der wahrhafte Poet, ich möchte sagen: der Dichter a priori, sieht die Welt schon geschaffen vor sich, und sie ist ihm nur eine reitzende Dekoration, die er mit seinen Schöpfungen erfüllt; aber Schiller ist zu sehr Philosoph, um jene Vollendung schon anzunehmen, er läßt die Welt erst vor seinen Augen entstehen, und dann erst erheben sich die Gestalten und die Schatten, die er hervorzurufen vermag. Daher wohnt denn aber auch seinen Schöpfungen nicht jenes klare und innige Leben bei, das nur in sich selbst lebt und von nichts Fremdartigem mehr kann berührt werden, daher ist fast alles bei ihm: Rede, beziehend auf Poesie, nicht Poesie selbst. Schiller selbst sagt es mit heiligem Ernste aus, daß nur unbestürmt der Himmel freundlich sich herniederneige, und daß nur leicht erbeten aus dem Schooße der Götter das Glück herabfalle. Und ist nicht die Poesie das höchste Glück, oder vielmehr, so wie die Liebe, das Glück selbst?

Wollte ich dieses gesammte Urtheil durch ein erschöpfendes Gleichniß darstellen, so würde ich sagen,

daß wir in Schiller den Prometheus finden, von dem ein neuerer Religionslehrer urtheilt, daß er das himmlische Feuer hätte fordern dürfen, das er jetzt nur raubte.

§. 141.

Gleich bei dem ersten Auftreten in der literarischen Welt verkündigte Schiller — so mag man wohl sagen — eine gigantische Gesinnung und das Werk, welches sie erzeugte: »die Räuber" *) in seiner ersten Gestalt, bezeichnet den Geist des Dichters reiner und größer als manche seiner späteren Produktionen, in denen die Poesie und Kritik streiten und auch nicht immer ganz friedlich sich trennen. Wenn man will, so mag man jenes Werk immerhin unkünstlerisch nennen; nur nenne man es ganz unkünstlerisch, so wird sich in dem vollendeten Gegensatze der Natur und Kunst, die Kunst selbst leichter ahnden lassen. Himmel, Erde und Hölle sind hier in ungeheuern Formen, durch schroffe Klüfte aus einander gerissen, hingestellt mit einer Kraft und Fülle, die des höchsten Ruhmes werth ist. Dabei müssen wir freilich hinzusetzen, daß für die Hölle

*) Die erste Ausgabe erschien 1781 und wurde in dem folgenden Jahre wiederholt, wovon auch 1799 zu Mannheim ein empfehlenswerther Abdruck veranstaltet worden ist. Bei jeder Umarbeitung hat das Stück von seiner kolossalen Größe eingebüßt; am meisten aber durch eine rohe fremde Hand.

nur der eigentliche Kern der Kraft aufgeboten worden ist, daß es diesem Drama überhaupt an jenem musikalischen Zauber fehle, der, über dem Ganzen schwebend, das Getrennte vereinigen würde, an jenem goldnen Duft der Morgenröthe, der, wie Wallenstein sagt, um die gemeine Deutlichkeit der Dinge sich webt, und das Traurigwahre zu schönem Schein erhebt, wie ein Chor in den feindlichen Brüdern hinzufügt.

Bei weitem geringere Bedeutung haben die zunächst folgenden Trauerspiele: Fiesko und Kabale und Liebe, zu deren Hervorbringung nur der letzte Rest jener der ersten Periode des Dichters angehörigen Kraft aufgewandt worden ist, weshalb sie denn auch, in Vergleichung mit der ersten, nur schroff und hart, ohne Fülle und Leben, erscheinen müssen. Besonders herrscht im Fiesko eine sehr auffallende Zerrissenheit, und eine Koketterie mit der Kraft, die hier doch nur gering ist. Besser erhält sich noch das andere Schauspiel durch die imponirende Seltsamkeit in dem Verhältnisse der beiden Liebenden, indem hier die Krampfhaftigkeit das äußerste Ende erreicht hat, wodurch sie denn allerdings zu etwas in ihrer Art Anziehendem wird.

§. 142.

Schillers zweite Stuffe der künstlerischen Bildung bezeichnet das dramatische Gedicht: Don Karlos, dessen würdige Absicht in einigen sehr gelunge-

nen Details klar wird. Hier zeigte sich zum ersten Male bei ihm der Geist des »Propheten,“ ein Wort, das man verstatten wird, wenn man das genannte Werk so kennt, als es gekannt sein will, um beurtheilt zu werden. Auch darf man in der That gar wohl behaupten, daß derjenige Leser, welcher jene auf die gesammte intellektuelle Bildung der nächsten Jahrhunderte sich beziehenden Prophezeihungen im Karlos, Wallenstein und den Briefen über die ästhetische Erziehung nicht zu finden vermag, das Höchste in Schillers Werken überhaupt nicht ahnde.

Als Kunstwerk betrachtet ist Karlos keinesweges ein vollendetes Stück, ja man darf sogar sagen, daß es eigentlich aus zweien mit sich uneinigen Stücken bestehe. Zwei sehr verschiedne Geister, der Geist des Musikalischen und der des Pittoresken schweben über dieser Tragödie und ziehen sie nach divergirenden Richtungen hin, und der noch hinzutretende Geist des Kantianismus hat die streitenden Partheien nicht zur Eintracht beschwören können. Dieser Periode fallen noch die Künstler und die Götter Griechenlands anheim, in welchem erstern Gedicht noch das Ringen mit dem Stoffe sichtbar ist, wofür indeß in dem zweiten durch die Vereinigung der subjektiven Satire, eine sehr bewundernswürdige lyrische Polemik hervorgebracht worden, die noch immer einzig da steht in jeder Literatur.

Das Höchste, was sich auf dem Standpunkte des reinen Reflektirens erreichen läßt, werden wir indeß nur im Wallenstein zu suchen haben; denn gleichmäßige Haltung und stete Sicherheit in der Darstellung zeichnen dieses Drama vor dem Karlos und den meisten Werken seiner Gattung höchst rühmlich aus. Es ist hier nicht bloß verständige Berechnung, und einsichtsvolle Ökonomie zu erkennen, sondern wir finden auch in der Charakterisirung einiger Personen dieses Schauspiels, und in ihrer Beziehung auf das sogenannte Leben, eine sehr anziehende poetische Ahndung, ein Analogon von Poesie, wenn auch nicht die Poesie selbst. Im Karlos sehen wir meistens nur Organe des Dichters, Repräsentanten der Subjektivität oder Schatten, die der Wahn erzeugte; hier erblicken wir Menschen im eigentlichen Sinne des Worts, festgegründet auf sich selbst, und umgeben von der höchsten Kraft und dem Wohllaut der Sprache. So ist denn auch der Fleiß, mit dem hier jede Scene, jede Sentenz, ja, man darf hinzusetzen: jedes einzelne Wort überlegt worden ist, mit der gebührenden Anerkennung zu betrachten.

§. 143.

Schillers letzte Periode läßt sich im Allgemeinen nur mit dem allgemeinen Namen, der Periode der vermischten und vielseitigen Bestrebungen bezeichnen. Eine Hinneigung zu der Idee des (in der Erschei-

nung freilich nicht vorhandenen) musikalischen Katholizismus, erzeugte die Maria Stuart, ein Hinstreben zur Romantik, dem ein höchst glücklicher Moment neue Kraft verliehen zu haben scheint: Die Jungfrau von Orleans, über welche eine, wie es scheint, wenig bekannte genialisch-philosophische Recension (Allgem. Lit. Ztg. Januar 1802) das Bedeutendste und Erschöpfende bereits gesagt hat. Die Braut von Messina wurde vielleicht durch den Wunsch erzeugt, das größtentheils nur reflektirende, nicht produktive Streben der Neueren poetisch zu potenziren. Statt der vornehmen Absprechungen auf der einen und des plumpen Scheltens auf der andern Seite, wäre es anständiger gewesen, eine gründliche Vergleichung dieses Dramas mit den Phönizierinnen des Euripides zu unternehmen, die sich dann ohne Zweifel mit der Anerkennung geschlossen haben würde, daß der tiefsinnige Deutsche jenen Griechen allerdings an Würde der Gesinnung und Macht der Sprache übertreffe.

Außer einer nicht ohne Scharfsinn geschriebenen Recension (in der Allg. Lit. Ztg. Decemb. 1802) haben die Schillerschen Gedichte das sonderbare und unerfreuliche Schicksal erlebt, entweder auf der einen Seite flach bewundert und angestaunt, oder auf der andern mit eben so flachem absprechendem Hohn getadelt zu werden. Da der Werth der meisten in der That zu klar und zu sicher auf sich selbst beruhet,

so ist es nicht vonnöthen, ihn mit ausführlicher Weitläufigkeit aus einander zu setzen. Das tiefsinnigste von allen scheint mir »Das Reich der Formen«, worüber indeß die Stimmen der Anerkennung auch sonst schon nicht selten sind gehört worden; doch das reinste, klarste bis in das Innerste vollendetste aller seiner Gedichte wurde von allen Kritikern übersehen. Ich meine die Ballade: Der Ritter Toggenburg, ein Gedicht, das keiner der vorhin bezeichneten Bildungsperioden, sondern der Poesie selbst angehört, von deren reinem, warmen Hauche es bis in das Tiefste durchdrungen ist. Es ist ein Kunstwerk, das, so lange die Heiligkeit der Liebe, und der ewige Schmerz unerwiederter Neigung als wahr wird anerkannt werden, bleiben wird, unveraltet und zu allen Zeiten sprechend. — Eben so hat man auch die Schillerschen Epigrammen selten nur in ihrem ganzen Werthe anerkannt. Die meisten derselben geben den bedeutungsvollen und tiefen Moment, aus dem das Epigramm als Mikrokosmus gebildet wird, so rein und klar wieder, daß wir in der That manche recht weitschichtige philosophische Orationen für sie hingeben dürfen.

§. 144.

Schillers prosaischer Styl ist gleichfalls drei Perioden hindurch gegangen. In der ersten war er überladen, schwer und prunkend, z. B. in dem »Verbrecher aus verlorner Ehre«, in der zweiten rein,

gediegen und harmonisch, wie im Geisterseher, in der dritten suchte er diese Gediegenheit noch zu potenziren, und strebte nach der höchsten Pracht, Fülle und Majestät der Schreibart, aber er überbot dabei nicht selten seine Kraft und gab zu viel. Das Stille, Klare, Farbige des Goetheschen Styls erreichte er nie, aber es würde dieses nicht zu erwähnen sein, da es schon Ruhm genug ist, wenn nur der Styl sich selbst gleich ist, wenn nicht die Bemühung, auch jene Eigenschaften zu erreichen, wirklich zuweilen sichtbar würde. In diese Zeit fällt auch seine Polemik, zu der sich die Hoheit seiner Sprache fügte, und sie um so schneidender und gewaltiger machte, wie dies z. B. in manchen Bemerkungen der Fall ist, die er seinem Aufsatze über naive und sentimentale Dichtung beifügte.

Überall bei den Schillerschen Werken wird es uns klar, daß der Dichter nur seine eigne Bildungsgeschichte aussprach, wenn er sein Gedicht: Breite und Tiefe, mit der Anerkennung schließt, daß derjenige, der etwas Treffliches leisten will, und gern etwas Großes geboren hätte, still und unerschlafft die höchste Kraft sammeln müsse im kleinsten Punkte.

Und auch dieser verehrte Mann, dessen bloßer Name manchem verirrten Streben imponirte, er ist seinem Vaterlande geraubt worden durch einen frühen Tod. Auch er giebt den Beleg, daß die meisten deutschen Dichter, die alles nur aus sich herauszu-

spinnen gezwungen sind, und denen nichts von außen her zukommt, sich selbst zerstören müssen, und daß fast ein jeder von ihnen sagen dürfe:

> Arte mea pereo, tumulum mihi fabricor ipse,
> Fila mei fati duco, necemque neo.

Aber nicht unbetrauert ist er hinweggegangen, und es ist beruhigend, sich zu erinnern, daß es für ihn in dem letzten Augenblicke ein süßer Trost müsse gewesen sein, die Unsterblichkeit seines Namens gesichert zu sehen.

§. 145.

Jean Paul Friedrich Richter. Dieser genialische Schriftsteller, der hier zuletzt noch aufgeführt werde, erlebte bei seinem ersten Auftreten mit den »grönländischen Prozessen« und der sechs Jahre darauf erfolgenden »Auswahl aus des Teufels Papieren« das Schicksal, welches freilich in Deutschland nicht neu ist, daß man ihn fast gänzlich übersah, vielleicht, weil diese Werke dem gewöhnlichen Geiste der damaligen Zeit so ganz entgegengesetzt und weder weichlich empfindsam, noch roh und schwülstig waren. Auch die unsichtbare Loge und der Hesperus, zwei Werke, in denen der reine religiöse Sinn mit dem üppigsten köstlichsten Humor wetteifert, und für manche Scenen voll superficieller Wehmuth, die man unserm Richter allerdings vorwerfen darf, reichlich schadlos hält, auch sie wurden anfangs laulich, ja kalt aufgenommen, bis endlich

ein Paar Recensionen in der Allg. Lit. Ztg. auf die Erscheinung des herrlichen Schriftstellers, der fast elf Jahre lang nur für die Nacht der Buchladen geschrieben hatte, aufmerksam machten. Die Blumen- Frucht- und Dornenstücke vollendeten endlich des Dichters Triumph selbst bei den gebildetsten, strengsten Kritikern, und in der That werden wir gestehen müssen, daß dieser Roman noch immer als einzig da steht in seiner Gattung, und daß weder England noch Frankreich ein Buch wie dieses aufzuweisen habe. Der Witz in diesem Werke hat die allerdings seltne Eigenschaft, recht eigentlich witzig und der Humor recht eigentlich humoristisch zu sein. In den meisten Werken dieses Dichters erscheint der Witz einzeln explodirend, hier entspringt er aus der Charakteristik, und den Verhältnissen der Individuen selbst, daher denn auch die Ründung und Vollständigkeit des Ganzen. Um von dem Wesentlichen der Charakterpoesie, die diesen Roman bezeichnet, nur Eines zu erwähnen, so ist das Verhältniß des Siebenkäs und Leibgeber so herrlich und rein gedacht, und so genialisch frei ausgeführt worden, daß es selbst bei der Erinnerung an so manche Freundschaftsverhältnisse, die auch von den größten Dichtern (Goethe, Klopstock u. s. w.) dargestellt worden sind, durchaus nicht verlieren kann. Aber selbst in der üppigsten Freiheit des Scherzes erscheint in jenem Werke der reizendste Anstand, und die mildeste Frömmigkeit, so wie es denn überhaupt

unserm Richter gar sehr zum Ruhme gereicht, daß er sich der seichten Laxität der Gesinnung und dem frevelhaften Unglauben so mancher seiner schriftstellerischen Zeitgenossen mit edler Kraft widersetzt hat. Daher dürfen wir denn auch seine Werke, besonders aber das vorhin genannte, mit jenen traulichen Laren vergleichen, die wir stets mit neuer Liebe betrachten müssen.

Des ungeachtet haben wir selbst in diesem Werke, nicht, wie einige Kritiker geglaubt, das Höchste erhalten, was Richter zu geben im Stande ist, sondern wir werden dieses im Titan zu suchen haben, einem Roman, zu dem sich jedes Talent des Dichters, das sonst nur isolirt auftrat, dynamisch vereinigt zu haben scheint, um es hervorzubringen. Da aber dieses Werk das sonderbare Misgeschick erlebte, daß, ehe es noch erschienen war, sehr viel davon geredet wurde, und nachdem es an das Licht getreten, fast Niemand sich darüber vernehmen ließ, so sprach ich bereits nach der Erscheinung des herrlichen dritten Theils einige Worte der Anerkennung (Andeutungen S. 126 ff.) über das treffliche Werk, und lieferte in der Folge eine vollständige Recension desselben in der Allg. Lit. Ztg. (März 1804) worauf ich hier den Leser verweisen darf. Eben so ist auch die neueste Biographie: Flegeljahre, von mir beurtheilt worden, (Allg. Lit. Ztg. Sept. 1804) und es ist erfreulich, daß, wie es scheint, der beinahe

vergessene Dichter von Neuem wieder ein Gegenstand des Studiums und der Liebe wird.

§. 146.

Nicht die Freiheit, mit der Jean Paul seinen Styl dem Humor anfügt, selbst nicht die Üppigkeit, mit der dies zuweilen geschieht, möchte ich als einen Gegenstand des Tadels anführen; nur die Willkühr und Gesetzlosigkeit mit der er selbst zuweilen den sentimentalen und romantischen Styl behandelt, darf mit Recht gerügt werden. In einer Zeit, in der Fr. Jacobi, Johannes von Müller u. s. w. aufgetreten sind, Männer, die, abgesehen von ihren anderweitigen großen Verdiensten, durch edeln, männlichen Styl sich auszeichnen, ist jedes Vergehen gegen die Sprache besonders zu tadeln, und um so mehr, je geistvoller der Dichter ist, der sich dasselbe zu Schulden kommen läßt. In den Werken jener angeführten Schriftsteller ist jede Redeform gemessen und kräftig, und der ganze Vortrag zieht unwiderstehlich an durch Concinnität und einfache Gediegenheit. Da ist kein falscher Schimmer, kein Prunk der Rede; die Gleichnisse scheinen sich von selbst darzubieten, und ihren tiefsinnigen Inhalt auf die anspruchloseste Weise zu verbergen, jedes Wort schließt sich kunstvoll und harmonisch an einander, und den ganzen Vortrag bezeichnet jene ruhige Klarheit und Sicherheit, die ihres Zwecks nicht verfehlen kann, das gesammte Gemüth des Zuhörers in Anspruch zu nehmen und

es eben so kräftig zu erheben als wohlthätig zu beruhigen.

Noch wären hier am Schlusse des Werkes manche imponirende, manche sehr laute und bekannte, so wie nicht minder einige sehr talentvolle und achtungswerthe Schriftsteller zu nennen. Aber es ist zweckmäßig, sie nicht näher zu bezeichnen, da sich die erstern, nur zu anspruchvoll und selbstgefällig, selbst verkündigen, und die Charakteristik der letztern noch nicht vollständig gegeben werden kann, da der Kreis ihrer literarischen Bestrebungen noch nicht geschlossen ist. Nur wenige Wünsche noch mögen mir hier auszusagen verstattet sein:

Die Hinneigung zur analysirenden Kritik gewinne nie die Oberhand über die producirende Kraft, und die Genialität, die selbstständige Dichterwerke zu bilden im Stande ist, verschwende ihre Macht nicht für den bloßen Streit um die Poesie.

Das Talent verflattere nicht in irrem Streben nach charakterloser Allgemeinheit, sondern vertraue sich selbst in erfreulicher Begränzung und bedeutungsvoller Tiefe.

Nie gehe der edle Stolz des wackern deutschen Schriftstellers verloren, aber nie schweife er hinüber zur Eitelkeit und zum Hochmuth, der die Phantasie lähmt und das Gemüth erkältet.

Still kräftig und religiös bescheiden stehe der Dichter nur auf sich selbst allein, und wolle nie et-

was anderes geben als sich selbst in dem Höchsten, zu dem er sich zu bilden vermag. Die Poesie sei ihm eine heilige Kunst, und nur mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte halte er sich werth, ihr zu huldigen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Horn, Franz,

Geschichte und Kritik der deutschen Poesie

Berlin 1805

P.o.germ. 649
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10111539-8